A 22000 F

Frauenhefte

Berlin

Juli 1979

Nr. 11

DIE SCHWARZE BOTIN

5.-DM

Inhalt

Eine Katzengeschichte 3
(Greta Knutson)

Allahs Rippe 11
(Maria-Antonietta Macciocchi)

Interview der Schwarzen Botin mit Helmut Schmidt 19
(Gabriele Goettle)

Das erkaltete Mütchen 25
(Heidi Pataki)

Haute Culture 26
(Brigitte Classen)

Misone und Mnemosyne: Verheerungen durch Kultur 29
(Marie-Simone Rollin)

Interview der Schwarzen Botin mit Maija Tabaka 31

Grazien 37
(Ginka Steinwachs)

Ansprache zur Verleihung des Kunstpreises der Stadt Basel 38
(Meret Oppenheim)

Literatur, die uns aufgefallen ist 40

Bildnachweis:

Greta Knutson, o.T., o. J. 2
Edith Lechtape, Antoine Weber, Skulpturbild 1979 17
Gabriele Goettle, Collagen 1979 ..... 19, 21, 24
Maija Tabaka, Portrait T. Bēma, 1975 36
Maija Tabaka, A. Kollontaj in Mexiko 1926, 1973 36

Korrektur zu Heft 10

Zu unserem Bedauern ist Christa Reinigs Aufsatz „Die Zeit der Weiblichkeit" im vorigen Heft entstellt wiedergegeben worden; es fehlen im ersten Abschnitt 2 Zeilen. Hier der vollständige erste Teil:
Die französische zentralgewalt wurde von Katharina von Medici gegründet. Die spanische zentralgewalt wurde von Isabella von Kastilien gegründet. Die englische zentralgewalt wurde von Elisabeth I. gegründet. Die schwedische zentralgewalt wurde von königin Christine gegründet. Die russische zentralgealt wurde von zarin Elisabeth gegründet. Allein im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation galt das Salische gesetz, das verbot, daß frauen souveräne herrscherinnen sein durften. Folglich bildete sich in Deutschland und Italien keine zentralgewalt heraus außer den späten und schwächlichen nachahmungen eines „geeinten" Deutschland und Italien.

Greta Knutson

Eine Katzengeschichte

Wie ich meistens alles Rätselhafte zuerst kaum gewahre, dann wegerkläre und zu spät darüber nachdenke, so wurde es mir nur nach Sandrinens Tod klar, daß sie mit einem Geheimnis in den vorbeifließenden Fluß alles Lebendigen untertauchte.

Wie es verstorbene Menschen tun, trat Sandrine in den ersten Jahren manchmal nachts auf, um mich von verhängnisvollen Entscheidungen abzulenken oder mir die Lösung eines Problems anzudeuten – oder wenn es mir schlecht ging, eine skurrile Komödie vorzuspielen.

Keiner hat mir je einen Hang zur Mystik vorwerfen können, und doch –

– – –

Und doch zweifle ich nie daran, daß es die Sandrine sei und kein Zufall, die unsere Begegnung vorbereitet hatte. Warum sie gerade mich erwählte, unter der Menge junger Frauen, die planlos und vereinsamt sich auf den Straßen dieses Landes herumtreiben, muß ich mich fragen. Gefiel ihr meine halbabstrakte Malerei, worin sich Katzenumrisse manchmal versteckten? Oder wollte sie zeigen, daß man weder graugestreift, weiß, noch spiegelblank, wie gewisse literaturhistorisch berühmte Katzen, hervorzutreten braucht, um Bedeutendes zu schaffen?

– – –

Weil ich aparte Kleider trug, erfand sie für sich selbst ein ziemlich auffallendes: Sie schnitt aus rotem, schwarzem, gelbem und weißem Pelz eine große Anzahl Stücklein aus, die sie dann so aneinander nähte, daß die eine Hälfte ihres dreieckigen Gesichtchens nicht zur andern paßte. Man konnte daher nach Belieben ihrem dunkeln Herbstprofil – rot mit schwarz eingeschossen – oder ihrem hellen Frühlingsprofil, gelb mit rot und weiß – den Vorzug geben. Ihr Kittel und ihre Strümpfe schließen sich in umgekehrter Färbung daran und das Übrige aufs Geratewohl ... Sie wollte ja nur mir gefallen. – Wenn fremde Leute kopfschüttelnd fragten: „Wie nennt man diese Tierart?" – blieb sie unberührt.

Was alles einem Malermädchen im argen Strebertum einer fremden Großstadt zum Lernen vorgelegt wird – das Malen ausgenommen – hatte ich in räucherigen Cafés, aus Zaubergetränken und hetzender Musik schnell gelernt. Viel zu oft begegnete mir die maßlose, ewige Liebe ... Weil man mich begabt fand, ließ ich die Arabesken bequem aus der Luft auf die Leinwand fallen.

So ging es fort; bis mir alles zum Ekel wurde, und nur der blinde Hunger nach der öden Stille meiner südfranzösischen Heimatlandschaft in mir frisch blieb –

– – –

Wo die in den Sphären wandernde Sandrine das Inszenieren gelernt hatte, hat sie mich nie wissen lassen.

Ihr Script fing banal realistisch an: Ich trat leicht betrunken, Zigarette im Mundwinkel, ins Büro des Hauswirts ein und behauptete grob, daß ich ihm keinen Pfennig von der Miete schuldig war – es kam zum Schimpfen, und er schmiß mich zur Tür hinaus. In der Nacht verließ ich das Atelier, nur einen Rucksack und den Malerkasten davontragend. Man sah mich am Bahnhof in den Zug steigen, und in der Morgendämmerung wieder heraus – weiter fröstelnd, an die Haltestelle eines altmodischen Autobus gehen, dem guten dicken Chauffeur, der mich sogleich, provenzalisch jauchzend, erkannte, in die Arme werfen.

Alles banal. Dann wurde der Film interessanter: Ich stand befreit und tief aufatmend am Wegesrand, wo der rote Mohn blühte ... ich ging auf diesem geliebten, unveränderten Feldweg bis an einen Pfad, der bald zum Steg über den Bewässerungskanal führt. Wo rieselndes Wasser fließt, wird jeder Mensch stehenbleiben – auf jeder Brücke muß er den durchsichtigen Strom anschauen. Einer Dichterin wäre sie vielleicht als Nixe erschienen; mir, unpoetischer, erschien sie als ein

Bündelchen Stroh oder welker Blätter, die an einem Schilfrohr halb unter dem Wasser hingen.

Auf dem schlüpfrigen Boden hingestreckt, gelang es mir, dieses Etwas herauszufischen; was augenblicklich in meiner Hand zum winzigsten Kätzchen wurde, das je in der Welt provisorisch blaue, erstaunte Augen geöffnet hat.

Dies Kätzchen nannte ich Sandrine; oder Cendrine, weil darin Sand und Asche sind, die ihrer Demut gut standen.

– – –

So fing für mich eine zweite Kindheit an, glücklicher als die erste. Kaum ein Jahr hat jene wolkenlose Zeit gedauert. Ich war aus den Bekümmernissen wie aus einem qualmigen Lokal gestiegen –

Was ich besaß, lag im leichten Rucksack und im Malerkasten. Für das Sandrinchen kaufte ich einen Weidenkorb, worin ich sie trug, wenn sie vom Laufen müde war.
Sie wuchs nicht viel, aber wurde sehr gewandt. Von der Natur wußte sie, was wenige Menschen wissen, und machte mich auf allerlei Wunder aufmerksam. Spielend führte sie mich zum Nachholen mangelnder Kenntnisse. Keine Lehrerin hätte weniger pedantisch sein können: ihre Methode galt für Anfänger, also für Städter wie ich, die, wie bekannt, keine Langweile vertragen.

Wenn sie im Gras sitzen blieb und nicht von der Stelle wollte, sollte ich mich neben sie setzen und der Richtung ihres Blickes folgen: Da kroch bald etwas merkwürdiges hervor, etwa ein sechsfüßiger Smaragd oder Rubin. Es konnte aber auch ein großer Nachtfalter mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Baumrinde sitzen, oder eine Igelfrau verstohlen mit ihrer Kinderschar aus ihrer Grube ans Licht treten; es konnte ein Vogelnest mit blauen Eiern im Moos liegen, oder ein junges Eichörnchen von einer Fichte gefallen sein, und ich durfte sie in die Hand nehmen oder sie in nächster Nähe studieren. Von giftigen, eßbaren und nützlichen Kräutern, Beeren und Pilzen unterrichtete mich die Sandrine genau. Und wenn ich sie niesen hörte, konnte es nie fehlen, daß über den langen Hügeln und wogenden Bergen ein Gewitter drohte, so daß wir zuvor in den leeren Hütten der Schäfer oder den Heuböden der Bauern eine Unterkunft suchten.

Scharlachrot des Mohns – Blauviolett der Lavendelfelder – Dunkelgrün der beschatteten Quellen – Gelb des Vollmonds über den Gipfeln – von vergessenene Farben füllte sich wieder mein Gedächtnis. Die betäubenden Schlagzeuge der Stadt wichen dem Gesang der Winde und der Vögel. Meine Gefährtin freute sich gewiß über die Verjüngerung meines Gesichts.

Zum Glück ahnte ich nicht, daß sie schon daran dachte, mich zu verlassen. Konnte sie denn nicht meinen Rückfall voraussehen? Oder konnte sie die andern Hilfsbedürftigen nicht länger warten lassen?

„Der Sommer war sehr groß" –

Er war sehr groß – mit unzähligen Sternen und Sonnenaufgängen – mit fünf Vollmonden. Er ging doch zu Ende. Dann stiegen die Schwierigkeiten über den Horizont.

Das Geld langte kaum mehr, obschon wir so wenig fürs Essen ausgaben. Ende Oktober fingen die Regen an, und einige Wochen später fiel der erste Schnee. Sandrine hatte ihren Pelz, der mit ihrem Körper wuchs – ich hatte keine warmen Kleider. Sie hatte immer sehr wenig gegessen – die Heuschrecken waren ihr Lieblingsgericht; die gab es nicht mehr, und sie wurde noch dünner als ich. In den Bauernhöfen fragte ich nach Arbeit. So wie wir zwei aussahen, wies man uns selbstverständlich überall ab. Die stumme Sprache der Männer und Frauen sagten einerseits: „Junge Hure, du hast hübsche Beine und vielleicht auch anderes hübsche, aber zur Arbeit taugst du nicht!" und andererseits: „Mach daß du fortkommst, Zigeunerin, mit deinem wilden Tier!"

– – –

Da mußte ich wieder jeden Augenblick an die Stadt denken – mich nach den geheizten Cafés, den wärmenden Getränken, den erfolgreichen Kollegen, dem verlorenen Atelier, und so sehr nach der sogenannten Liebe sehnen, daß ich heim-

lich die gute, moralisierende Sandrine verwünschte. Oder, was sie noch tiefer verletzte: Ich stellte mir unser Photo – die Künstlerin mit ihrer Katze – in einer Wochenzeitung vor ... Kurz, ich hatte im Unschuldsunterricht nur scheinbare Fortschritte gemacht.

Sandrine, die mich wirklich gern hatte, mußte jetzt ihr Verschwinden ebenso klug wie ihr erstes Auftreten inszenieren.

Sie erkrankte schwer; kein Veterinär begriff etwas von den Symptomen. Schließlich lag sie wie ein Hutzelkätzchen im Heu, wo wir schliefen. Ihr bernsteingelber Blick wurde immer eindringlicher. Zuletzt redete sie viel: „Was von nun an aus dir wird, weiß ich nicht. Schade, denn in dir ist vieles Gute, das zugrunde gehen wird! Eines will ich dir noch sagen, das uns Tieren weniger befremdend scheint als euch: Ich will dir von dem körperlichen Schmerz und von der äußersten Erniedrigung sprechen.

Es ist nämlich so, daß alles Schlimme nur einen Augenblick zwischen der zu vergessenden Vergangenheit und dem noch nicht Spürbaren dauert –. Wer ohne Gedächtnis und ohne Furcht ist, dem ist das Schwerste erträglich ..."

Am nächsten Morgen war die Sandrine tot, und ich kehrte nach der großen Stadt zurück.

Solange ich mit meiner Sandrine in ländlicher Idylle lebte, dachte ich kein einziges Mal an meinen Verfolger, den schwarzen Mann mit dem verbrannten Gesicht: Kein einziges Mal erschien er mir im Traum. Er war aber nicht endgültig verjagt – er hielt sich auf der Lauer in den tiefsten Gründen meines Bewußtseins.

Er überfiel meine offene Kinderseele unversehens, als ich mit meiner Wärterin im Krankenhaus gewesen, wo sie eine Verwandte besucht hatte. Da stand der Mann hinter dem hohen Gitter des Parks und hielt sich unbeweglich mit beiden Händen an der Querstange, wie ein Tier im zoologischen Garten. Er war aber weder Tier noch Mensch: zwischen der breiten Hutkrempe und dem hochgezogenen Mantelkragen hatte er kein Gesicht – nur etwas Unbeschreibliches, Ausgehöhltes ...

Das Kindermädchen riß mich eiligst fort und flüsterte: „Um Gotteswillen, kehr dich nicht um ... Der ist wohl ... Der hat wohl ..."

... Weiter nichts. Ergänzen konnte ich nicht, und wie es bei Kindern geschieht, fragte ich auch nicht. Das Schreckensbild war seitdem in mein Gedächtnis eingeprägt. Wenn es im Traum auftrat, wußte ich, daß mir ein Unglück bevorstand.

– – –

In der Stadt war ich gänzlich mein vor-sandrinisches Ich. Nur sieben Jahre älter, nicht berühmter, und weniger hübsch ...

Mein damaliger Freund, der als Direktor einer Kunstgalerie viel Geld ohne besondere Kenntnisse verdiente, wollte ausnahmsweise seine Ferien im Winter nehmen. Er schlug mir eine Reise nach Süden vor, und zwar unter großartigen Umständen: Ich sollte ohne Rücksicht auf die Kosten den Ort nach Belieben wählen.

Über den glänzenden Prospekten des Reisebüros lag eine Sagenwelt ausgebreitet: Palmen beugten sich an den Ufern des Stillen Ozeans, blendende Marmortempel zierten Griechische Hügel ... In ewiggrünen Oasen lagen Moscheen und Luxushotels mit blauen Schwimmbädern – blumenbekränzte Mädchen tanzten, exotisch geschmückt; stattliche Neger führten Kähne durch breite Flüsse ... Es war mir wie einem Kind, das nur einmal in seinem Leben in der Konditorei unter verführerischen Kuchen den besten wählen darf: am Ende geht es mit einem Zuckerbrötchen davon ... Am Ende fand ich das Bild einer uralten Stadt auf einer „neuentdeckten" Insel im Mittelmeer – Sie stand auf schwindelnd emporragenden Kreidefelsen; Ausgrabungen hätten die eigentümlichsten Phönizischen Geräte zutage gebracht – Zitronen- und Granatbäume, Oleander und Hibiscus sollten ununterbrochen blühen und Früchte tragen – die Bevölkerung sei von strenger, feierlicher Schönheit und übe trotz ihrer unverdorbenen Sitten und ihrer anfänglichen Schüchternheit noch ein gastfreies Wesen hinsichts der Ausländer. Ein nettes, neugebautes Hotel fänden die, welchen es nicht ratsamer schiene, in alten Palästen Zimmer mit Bedienung zu mieten ... Das Klima sei ausgezeichnet, und trotz der archai-

schen, schweren Mundart könne man sich gut auf Italienisch verständlich machen.

Mein Gönner willigte ein; ich stand im Begriff, die Fahrkarten am folgenden Tag zu besorgen. Da erschien mir im Traum der Mann ohne Gesicht: Er kam mir langsam entgegen in einem Käfig, dessen Eisengitter sich zusammenzogen ... Ich hörte die Pforte hinter mir zuriegeln ... Er tastete mit seinen Händen in schwarzen, krallenartigen Handschuhen vor sich in die Luft ... Als ich das Unbeschreibliche ganz nahe sah, schrie ich auf: „Gott, o Gott, wenn du existierst, rette mich!"

Denn der Grausige war nicht nur ein Unglücklicher, sondern zugleich mein Todesfeind.

Ich wußte also, daß ich jene Reise nicht machen sollte.

Während der Reise zankten wir uns wütend. Ich fing mit der Lüge an, daß wir beide lieber nach Capri gereist wären; weil er aber von allen Männern der feigste war und zugleich verheiratet, hätte er es nicht riskiert, dort in meiner Gesellschaft aufzutreten ...
„Ganz blödsinnig bist du also noch nicht: du begreifst, daß niemand auf Capri mit einer grotesk gekleideten, unbedeutenden Malerin möchte gesehen werden?" – ungefähr so waren seine Worte gefallen ...
Unser Verhältnis war schon seit geraumer Zeit unhaltbar. Und da lag bereits die Insel, im Herbstregen verhüllt.

Ich stieg vom Dampfer auf die Landungsbrücke. Mein Freund ging voran, ein Zollbeamter kam ihm entgegen.
Da erblickte ich I H N, wie er durchgenäßt und zitternd zwischen einem Haufen brauner Netze und einem Stapel Lattenkisten saß: das verkleinerte Abbild des verbrannten Manns – der Entwurf einer Statue, dem äußersten Elend gewidmet ... Ein Gerippe in räudigem Pelz mit ausgehöhltem Gesicht – Hiob, der Mann aus dem Lande Uz, in Tiergestalt übertragen.
Ich wußte ja, daß ich diese Reise nicht machen sollte ...

– – –

Sandrine: soll ich jetzt und hier glauben was du mir sagtest: Diesem Ärmsten ist das Leiden unerträglich? Er läßt sich, ohne mit Gott zu hadern, vom ewigen Fluß alles Lebendigen tragen, und darin versinken? Sag mir: ist er nicht unzertrennbar ein Verworfener und die Verkörperung meines grausamsten Feinds?

– – –

Zu meinem Freund sagte ich: „Schnell, ich muß ein Glas Campari trinken, sonst werde ich ohnmächtig. Ich weiß nicht, was mit mir ist ... Es muß wohl irgendwelche Bude geben hier auf dem Kai ..."

„Ausgezeichnetes Klima ..." Naturgemäß fiel der Platzregen, wie er nur im Süden fällt, die Kreideklippen verhüllend; ebensowenig waren Paläste sichtbar. Und das nette, neue Hotel?

– – –

Der Wirt hinter seiner Theke sagte: „Tatsächlich war von einer Herberge die Frage, aber es ist nichts daraus geworden." Er goß mir das bittere Campari ins Glas. „Diese Nacht, weil es ja bald dunkel ist, könnt Ihr ausnahmsweise oben im Zimmer schlafen. Wenn es sich um Ferien handelt, suchen ja die Touristen – es kommen ja welche – lieber Zimmer in der Stadt. Morgen finden Sie bestimmt leicht etwas Passendes."

Ich trank das zweite Glas: Es ging mir nicht besser. „Geh doch ein wenig spazieren," sagte ich zu meinem Freund, „ich möchte sogleich zu Bett gehen." – Der Wirt gab mir einen Schlüssel: „Oben, erste Tür links; ihre Sachen liegen am sichersten auf dem Spiegelschrank, wo die Ratten nicht hinaufklettern können – oder wenn Sie wollen, gebe ich ihnen den Hund mit –" – In derartigen Hotels fragt man die Gäste nicht nach Namen und Wohnort ...
Ohne mich auszukleiden schlief ich sogleich auf dem unsauberen Bett ein.

– – –

Ob mein Gefährte neben mir geschlafen hatte, wußte ich nicht, als ich am Morgen die Wendeltreppe hinabstieg. Der Wirt sagte: „Ihr ... Ihr

Mann ist ins Dampferbüro gegangen. Es ist doch unglaublich, daß man ihm nicht gesagt hat, daß der Dampfer nur noch diese letzte Überfahrt zurückmacht, und daß es nachher während des Winters keine Verbindung mit dem Kontinent gibt? Also müssen Sie sich beeilen, wenn Sie nicht hier bleiben können ..?"
„Mein Mann", erwiderte ich, „geht allein zurück. Er hat ja seine Geschäfte – ein großes Unternehmen; er hat mich nur begleiten wollen. Mein Arzt hat mir dringend wegen der chronischen Bronchitis geraten, den Winter in diesem milden Klima zu verbringen."
Ich sah, daß er mir kein Wort glaubte –
„In der oberen Stadt ist das Klima wundervoll," sagte der Wirt. „Die Leute werden sehr alt – nur die Kinder sterben nicht selten, was ja doch gut ist; deren gibt es immer zu viel ... Die Kleine kann Sie begleiten und behilflich sein – die kennt alles ..."

Ich wagte es nicht, über die Schulter nach dem Tier zu spähen: Es war genug, daß ich seine drohende Anwesenheit fühlte. Ich konnte mir nichts vorlügen: um seinetwillen hatte ich die Möglichkeit verpaßt, von der Insel zu fliehen.
Zuerst hatte ich es mit dem Wirt zu tun, der sich gewiß nicht das Vergnügen versagen würde, meine peinliche Geschichte allen Neugierigen zu erzählen; Da stand ich also und wartete auf die Vermittlerin, die mir verschiedene Zimmer zeigen sollte.
Diese Rolle spielen im Süden Frauenzimmer aller Art sehr geschickt – sowohl kleine, anmutige Bettlermädchen als abstoßende Hexen.

– – –

Vor dem Café – oder sollte man es ein Hotel nennen? – stand eine Gruppe Männer mit Jagdflinten. Sie waren kräftig und schlank, wie es Burschen sind, deren Hauptangelegenheit im Leben das Jagen ist. Ihr dunkler Blick war scharf und hart, ihre Züge hatten eine nichtssagende, selbstgefällige Schönheit. Vielleicht blieb mein schneller Blick eine Viertelsekunde zu lange an einem von den Müßiggängern hängen ...

Als ich mich mit der „Kleinen", die weder klein noch jung war, aber willig meinen Handkoffer trug, entfernte, räusperten sie sich. Was sie uns nachriefen, verstand ich nicht; meine Begleiterin verstand es, guckte mich von der Seite an und kicherte –

– – –

Sie führte mich durch steile Gassen, wo an jedem Morgen ein eisiger Wind vom Gebirge herabwehte, bis in die obere Stadt. Wäre meine Gesinnung für Geschichtliches empfänglicher gewesen, so wären mir ohne Zweifel viele seltene Einzelheiten der Fassaden aufgefallen: aus zusammengestürzten Palästen standen noch Gewölbebogen aufrecht, Säulen und schön gemeißelte Steinplatten waren in neueren Gebäuden eingefaßt: das mundartliche Geschwätz der Kleinen ließ mir keine Lust, dieses alles näher zu betrachten.

Wir waren fast bis an die Mauer gelangt, die ganz oben die Gasse durchschneidet. Dahinter, sagte die Kleine, lag der Friedhof, dessen Zypressen ich im Sturm wogen sah; von dort aus sei die herrlichste Aussicht auf das Gebirge und das Meer –
Sie blieb nun stehen und rief nach einem Fenster hinauf, wo eine schwarzgekleidete Matrone erschien. „Sie geht sogleich den Schlüssel holen ... Nun zeige ich Ihnen zuerst die beste und billigste Wohnung, die es hier gibt; selbstverständlich ist sie nur gelegentlich im Winter ledig – Sie werden schon sehen, sie hat alles, was Sie sich wünschen konnten!"
„Die beste *und* billigste" – so etwas gibt es gewiß nur auf neuentdeckten Inseln, dachte ich. Es fror mich aber furchtbar, und eigentlich war mir die Sache egal. Da ich ja den ganzen Winter hier zubringen mußte und es wahrscheinlich anderswo nicht reinlicher war, konnte ich mich vorläufig hier verkriechen. Was weiter zu tun sei, davon hatte ich keine rechte Vorstellung. Etwas mußte geschehen, etwas Schweres – aber was?

Im Nachbarhaus stiegen wir eine finstere Treppe hinauf; die Zimmer lagen im dritten Stock, und das Haus schien überhaupt unbewohnt.
Die zwei Kammern waren geräumig, der Fußboden schön mit roten Ziegelplatten belegt und die Wände ehemals weiß angestrichen. Daran klebten zerplatzte Moskiten und Spinnenwebe; auch waren Öldruckbilder lokaler Madonnen zu sehen.
Die Vorderseite der Wohnung sah auf die Gasse;

die Kleine öffnete Fenster und Klappladen, so daß ich das altertümlich geschnitzte Bettgestell, den runden Tisch und die Stühle recht bewundern konnte – alles von Nußbaumholz. Im andern Zimmer stand nur eine wurmstichige Kommode und ein Ofen. Wirklich, alles was ich brauchen mochte, war da – nur der eigentümliche Geruch stieß mich ab.

Die Kleine schwor, daß sie keinen übleren Geruch als den der Mäuse witterte, welche in jedem Haus ihr emsiges kleines Leben zubringen und gar nicht so schlimm sind als die Ratten ... Wenn mir der Preis nicht übertrieben schien – was bei dem Luxus der Möblierung unmöglich sei –, könne sie sich ohne Zulage gleich an das Abstauben, Kehren und Lüften machen; ich solle nur einige Stunden spazieren gehen, etwa Einkäufe für mein Mittagessen bei der Gemüsehändlerin machen, wo ich alles fände; auch sehr guten Ziegenkäse und vorzüglichen Wein –

Ich hatte noch Geld; wir wurden über den Preis einig; sie blieb mit Besen und Wassereimer in der Wohnung, und ich ging wieder die Gasse bis an den Hafen hinab.

Das Tier saß unbeweglich am selben Platz. Vor ihm lag das ekelhafte, grauviolette Gedärm eines Fisches, von Fliegen umschwärmt. Er konnte es aber nicht sehen, weil seine Augen ausgestochen waren – Er hatte es auch nicht fressen können, weil in seinem blutroten, skorbutischen Zahnfleisch keine Zähne waren ...
Wieder wurde mir schwindlig.

Die Jäger saßen jetzt an drei Tischen vor dem Hotel, in Würfelspiel vertieft. Ich stieg hinein und bestellte eine Tasse Kaffee. „Schlechtes Wetter heute," sagte der Wirt. „Nette Wohnung, nicht wahr? Braves Mädchen: macht alles zurecht. Können mir glauben, Miladi oder Madame, morgen werden sie nicht frieren! Morgen, wette ich, haben wir den Scirocco –"
Nach dem Kaffee trank ich noch ein Glas Wein. „Kostet nichts für Sie – guten Wein hier auf der Insel –"
Ich trank stehend. Einer von den Jägern trat herein und rückte an der Theke immer näher an meine Seite, leise vor sich pfeifend. Der Wirt beobachtete den Vorgang, ohne eine Mine zu verziehen.

Jede Frau kennt dergleichen Einladungen; wenig Neues wird dabei von den Männern erfunden ...
Ich zahlte und ging fort.

– – –

Ich war unsäglich müde und mutlos. Der kalte Wind schien tatsächlich zu stillen; ich trieb eine Weile herum, dann ging ich „nach Hause".

Unterwegs kaufte ich im Gewölbe der Gemüsehändlerin gelbe, grüne und purpurfarbene Früchte, eine Flasche Wein, ein Brot, Eier, Ziegenmilch und Käse. Diese Frau war nicht unfreundlich; ich bemühte mich sehr höflich, sie zu verstehen – ich entschuldigte mich wegen meiner Sprachfehler, ich dankte vielmals ... Ich mußte wenigstens mit ihr auf gutem Fuße stehen.

Die Kleine hatte schnell gearbeitet: der Fußboden war feucht, die Spinnweben fort, reine Tücher lagen im Bett, Mäusefallen standen in den Ecken ... Was konnte ich mir noch dazu wünschen? Das Mädchen ging, und noch einmal in meinem unsteten Leben stand ich in einer fremden Wohnung.

„Sandrine", sagte ich: „in diesem Bett, in dieser schwülen Luft werde ich schlafen müssen – hörst du denn gar nicht mehr, wie ich dich rufe?"

In den Zimmern herrschte schon die Dämmerung; der üble Geruch hatte sich verstärkt.
Aus alter Gewohnheit, automatisch, ordnete ich auf dem Tisch mit den Früchten, dem Brot, der Weinflasche und dem Käse ein Stilleben, wie man sie in meiner Schulzeit gern studierte. Es wurde schön, als ich die Vorhänge zog und zwei Kerzen angezündet hatte. Einst, dachte ich, waren solche einfache Dinge freundlich und verständnisvoll: sie ließen sich gern handhaben – sie wollten von meinen Händen gestreichelt sein.

Weiter dachte ich: überall in diesen südlichen Ländern, die ich immer liebte, die ich vielleicht noch liebe, sitzen jetzt Leute ruhig an Tischen wie diesem, mit buntem Wachstuch belegt; noch eine Weile nach dem Abendessen sitzen sie so – Trauben und Käse liegen auf den Tellern, Brot daneben. Hundertmal habe ich sie gesehen, wenn ich an den Häusern vorbeiging, und überall war ich eine Ausländerin. Das waren friedliche Fami-

lien, die an keine Abenteuer dachten; die ihre Eltern ehrten, an Gott glaubten, im Beichtstuhl wenig zu beichten hatten – – und die andererseits es ganz natürlich fanden, den Lämmern die Kehle abzuschneiden, die Kröten zu zertreten, die schreienden Schweine langsam verbluten zu lassen. Jedenfalls gehört ihnen die Wirklichkeit – mir nicht.

– – –

Am nächsten Morgen erwachte ich mit brennendem Kopfweh: der Scirocco war da und der Gestank widerlich. Von der Gasse herauf kam keine Kühle – das entgegenstehende Fenster durfte ich nicht öffnen. Was in des Teufels Namen war dahinter?

Ich hängte eine Tasche mit Kreiden und Skizzenbuch um die Schulter, ging die Gasse hinauf und fand die Pforte des Friedhofs. Die Hitze war dumpf und drückend – die Zypressen gaben wenig Schatten. Ich las die fremden Namen auf den Gräbern, die wie kleine Kapellen gebaut waren und mit Kränzen von Glasperlen geschmückt. An der anderen Seite stand nur eine niedrige Mauer; von dort aus sah ich das weite Meer, das Tal und das öde Gebirge.

Ein Maultierpfad wand sich vom Felsen bis an die Ebene des Tals hinab. Die Sonne stand hoch; ich gelangte erschöpft zwischen den nackten Weingärten an eine leere Schäferhütte. Ich saß lange auf der Schwelle und kritzelte, was mir einfiel.
Jemand redete mich an: Ich sah erschrocken auf. Vor mir stand der Bursche mit der Jagdflinte: ich erkannte ihn sofort.
„Na also, Miss, malen tut man? Macht vielleicht Spaß, so zum Zeitvertreib?"
Ich gab keine Antwort.
„Da sollten Sie doch lieber mein Bildnis malen, Miss?"
Ich erwiderte nicht.
„Oder was würden Sie dazu sagen, mit mir jagen zu gehn?"
Wie kam ich zu der unerhörten Dummheit: die Worte entfuhren mir, nachher war es zu spät, war kein Ausweg mehr.
„Gut", sagte ich, „ich zeichne ihren Kopf – aber Sie müssen mir und einem anderen einen Dienst leisten. Es wird Sie nicht viel kosten: eine Schrotpatrone. Sie gehen nach dem Hafen, sie machen mit dem Kranken, der auf der Brücke sitzt, Schluß ..."
„Was, Kranker? Kranke haben wir hier nicht."
„Sie wissen doch wen ich meine; den blinden Kater!"
„Ist nicht mein Kater. Der geht mich nicht an."
„Wem gehört er denn?"
„Niemandem. Er wird schon ohnedem krepieren, das Ungeziefer. Haben reiche Amerikanerinnen nichts Wichtigeres zu tun, als Katzen zu töten? Vielleicht wollen sie ihn essen?"

Ich hatte mich erinnern können, daß man im Süden Katzen vor Hunger sterben läßt, aber sie nie erschießt, weil es Unheil bringt.
Jedenfalls würde dieser Rüpel allen anvertrauen, daß ich mich ihm anbot ...

– – –

Die Nacht fiel. Ich saß am Tisch und verzehrte mein Stilleben. Die zweite Flasche Wein, die ich gekauft, trank ich und las dabei eine drei Jahre alte Zeitung, die in der Kommode lag.
„Drei Jahre her stand mir die Zukunft noch offen", dachte ich.
Allmählich hatte ich die Flasche geleert und war genügend berauscht. Die Uhr der Jesuitenkirche, die jetzt zum Eselstall verwandelt war, schlug zwei.
Ich leerte meinen Handkoffer auf dem Bett aus; dann losch ich die Kerzen und schlich geräuschlos die Treppe hinunter auf die finstere Gasse. Meine Schritte waren unsicher, ich mußte mich an die Mauer lehnen.
Kein Licht, die Gasse bis an den Hafen entlang ... Der Wind wehte noch stärker; der Widerhall meiner Schritte verlor sich im Brausen der Wellenschläge. Der Kai lag im Dunkel eingehüllt, nur von den rhythmisch aufblitzenden Signalen des Leuchtturms überstreift. – Er war da, nur lag er jetzt auf der Seite; vielleicht – wer weiß – war er in jenem Augenblick im Traum glücklich und gesund ..?

– – –

Sandrine, ich werde etwas tun – *Was* werde ich tun?

– – –

Ich stellte den Koffer hin und hob das Tier vom Boden auf. Wütend, fauchend schlug es seine Krallen in meine Brust und meinen Arm: Ich fühlte, wie das Blut über meine Haut rann. Trotzdem gelang es mir, ihn in den Koffer einzuschließen. Sein Gewicht war gering. Ich dachte: „Von nun an wird alles einfach! Wie lange braucht die Blutvergiftung bis an das Ende? Sandrine, ich werde jetzt deine Lehre prüfen ..."
Die Wunden schmerzten aber fürchterlich. Nur eines hatte ich schon eingesehen: die Gespenster ohne Gesicht wollen keine Hilfe – sie wollen uns anstecken, und Gott existiert nicht.
Als ich die Kerzen wieder angezündet hatte, öffnete ich vorsichtig den Koffer. Der Feind lag regungslos wie ein Toter aber atmete noch. In einem Löffel mischte ich Eidotter und Milch und konnte es ihm in die Kehle gießen – er machte keinen Widerstand. Eine stärkende Mahlzeit gönnt man ja zuletzt auch einem zu Tode Verurteilten ...?

– – –

Ich schlief halb bewußtlos ein und erwachte am folgenden Morgen nüchtern. Der Schmerz brannte in meiner Brust und den tiefen Wunden an meinen Armen; der schwüle Geruch war unausstehlich. Neben dem Bett im Koffer lag der Feind, der mich haßte und dem nicht mehr zu helfen war.

Da die Hitze noch drückender war, ging ich entschlossen an das verbotene Fenster, um es aufzumachen. Dabei half mir der Scirocco; aber die beiden Fensterladen, mit Draht aneinander befestigt, sollten sich nach außen auf ihren Haspen gedreht öffnen: ich mußte gegen die Gewalt des Windes kämpfen.

Mit einem Satz stemmte ich meine Hände gegen das schwere Holz. Es schlug krachend links und rechts an die Außenseite der Mauer. Erblindet von wirbelnder Asche und Staub, erstickt vom Gestank des Rauchs stand ich vor der offenen Hölle. Ein tiefer Schlund zog sich vom Kirchhof oben, eng den Häusern entlang, bis an den Meerbusen. Darin hatte sich der Kehricht, wahrscheinlich seit Jahrhunderten, schichtenweise abgelagert – Schinder und Abdecker hatten Kadaver, Häute und Knochen, Hausfrauen hatten Küchenabfall und zerrissene Fetzen, alle hatten Exkremente und Dreck aller Art darin gehäuft – nur oberflächlich konnte das nie erloschene Feuer, das über das Ganze hungrig kroch, das Vermodern angreifen ... Fette Schmeißfliegen summten, vom Wind getrieben, ins Zimmer herein.
Gewiß, die tückisch lodernde Hölle –

(„Interessante archäologische Funde – – Fragment antiker Gegenstände, Amphoren und Gläser – – Reine, heilsame Luft")

– – –

Ich hob das sterbende Gespenst aus seinem Bett, wickelte es in mein schönstes seidenes Halstuch ein, damit es prächtig gekleidet in der Hölle anlange – dann zeichnete ich über dem Bündel das Pentagramm, den Zauberstern, und schleuderte ihn in den Abgrund. Ich sah ihn ganz unten in den Wellenschaum sinken ...
(Weil ich mich auf dich, Sandrine, nicht mehr verlassen kann, habe ich mich endlich selbst vom Mann ohne Gesicht befreit.)

– – –

Die späte Hitze ging vorüber; nach den großen Regen schossen junges Gras, Asphodelen, wilde Narzissen und Muscari-Hyazinthen aus der befriedigten Erde: der kurze Winter verwandelte sich in Frühling, das Wetter war lieblich kühl. Meine Wunden hatten lange geeitert und waren von selbst geheilt: Ich war gesund und hatte wieder angefangen, jeden Tag etwas zu zeichnen oder malen. Wie immer war mir die Schönheit der Natur kein Modell sondern ein Vorwand.

Unter der Bevölkerung hatte ich keine Freunde gewonnen: sie standen mir fern, obschon ich ein weniges von ihrer Sprache schon verstand. Ich bemühte mich sehr, freudig und entgegenkommend zu scheinen; was ich fühlte, war Unruhe und Angst. Ich sehnte mich wieder nach der großen Stadt auf dem noch nicht erreichbaren Kontinent.

Von dem Geld war nicht viel übrig, darum nahm ich Bestellungen an. Nur so konnte ich die Frauen und Kinder in der Nähe beobachten, deren Bildnisse dann von ihren Hausvätern bezahlt

wurden. Nicht so sehr wegen des kümmerlichen Verdienstes lag mir daran; ich tat es, um sie zu überzeugen, daß das Malen ein Beruf ist. Ob ich sie überzeugte, weiß ich nicht; ihre Anspielungen gingen immer um mein einsames Leben herum. „Wird Ihr Mann mit dem ersten Dampfer kommen? Werden sie froh sein, ihn und die Kinder wiederzusehen?" – „Schreibt er oft?" – Sie wußten doch alles! Sie wußten gut, daß ich Briefe absandte und keine bekam.

– – –

Ich ging viel in dem Tal und dem Gebirge spazieren; es schien, als ob Sand, Gewächse, Klippen und Bäche mich ebenso kritisch von der Seite anblickten als die Menschen; jene waren gleich schön und ebenso fremd.

– – –

Ich vermied es, nach dem Hafen und ins Café zu gehen; von der Schäferhütte hielt ich mich lange fern. Dann saß ich noch einmal eines Nachmittags auf der Schwelle.

– – –

Ein Schatten fiel über den Boden: Ich sah auf. Da stand der Jäger,.
„Warum kommen Sie nicht mehr ins Café, Miss?" sagte er.
„Weil es mir nicht gefällt", erwiderte ich.
„So. Aber hier gefällt es Ihnen?"
Ich gab keine Antwort.
„Weil sie wohl nicht taub sondern stumm geworden sind, werde ich Ihnen eine Freude machen: die ganze Stadt weiß, daß Sie Katzen stehlen. Hat er gut geschmeckt? Gesotten oder gekocht?"
Ich sagte nichts.
„Daß Sie mir viel Geld geben wollten, um mit mir in die Hütte zu gehen, wissen sie auch. Und daß ich die Mädchen viel jünger lieber habe, Miss ..."
Ich fühlte, daß ich errötete. Kein Wort ging über meine Lippen. Da ergriff er meinen Arm, schleppte mich wild hinter die Mauer des angrenzenden Weingartens und warf mich zu Boden. Das Blut sang in meinen Ohren, als er über mich herfiel ...

– – –

An jenem Abend herrschte Stille als ich die Fensterläden wieder, diesmal ohne Mühe, aufmachte. Kein Geruch stieg aus der Hölle. Am Himmel glänzten die Sterne heller als die züngelnden Feuerschlangen in der Tiefe. Die Majestät der Nacht hatte ein Wunder geschaffen. Ich stieg auf das Fensterbrett – die schweigende Leere rief mich hinunter.

Du, Sandrine, wo warst du?

– – –

Greta Knutson

Allahs Rippe

Unterwegs im Flugzeug nach Teheran konsultiert unsere Delegation (vom internationalen Komitee für die Rechte der Frau) den Koran. Wie ehedem die kleine rote Maobibel auf dem Weg nach Peking. Mit der spirituellen Revolution des Islam ändern sich die Zeiten und die Lektüren. In der großen „Rückkehr zum Göttlichen", die unser rationalistisches XIX. Jahrhundert in Stücke reißt, ganz zu schweigen vom Scheitern des XX. mit seinen am Mangel von Sozialismus und Freiheit erlahmten Revolutionen, werden zu heiligen Texten: der *Koran,* die *Bibel,* das *Evangelium,* das *Kapital* wird von den Bibliotheksmäusen zernagt.

Für uns ging es darum zu verstehen: Warum wurden die Frauen in Teheran das erste Zentrum des Widerstands in der Frage der Menschenrechte? Sorgfältig interpretierten wir den Vers 38 des Koran über die Frauen: „Die Männer stehen über den Frauen aufgrund der Rivalität, durch die Gott sie

über diese erhoben hat, und weil die Männer ihre Güter verkaufen, um den Frauen die Mitgift zu geben. Die tugendhaften Frauen sind gehorsam und unterwürfig: sie bewahren sorgfältig während der Abwesenheit des Mannes, was Gott befohlen hat, unversehrt zu bewahren. Harte Maßnahmen sollt ihr ergreifen gegen die, von denen ihr Ungehorsam befürchtet; ihr sollt sie in getrennte Betten schikken, ihr sollt sie schlagen. Aber sobald sie euch gehorchen, sollt ihr sie in Ruhe lassen. Gott ist erhaben, Gott ist groß."

Im Iran ist der Koran jetzt nicht nur das geistliche Gesetz sondern das der zukünftigen Gesellschaft. In der Teheraner Universität sagt ein Student mit der Maschinenpistole in der Hand mir barsch: „Der Koran ist besser als das Kapital, als Marx, Lenin, Mao und Kompanie." So bin ich im Verlauf meiner Reise von Tag zu Tag verwirrt, hinundhergerissen zwischen der Bewunderung für eine Revolution, die ohne Beispiel ist – ein Polizeiimperium wurde von einem Volk mit bloßen Händen hinausgeworfen – und der Panik, was nach der Revolution das Schicksal sogenannter menschlicher Freiheiten sein wird. Wie immer mußten die Frauen als erste die Zeche zahlen. Wie jedesmal wurden die Frauen in den Pferch zurückgebracht, um zu gehorchen, Kinder zu kriegen.

In Teheran hat eine Gruppe von Frauen revoltiert und eine Protestdemonstration gemacht. Das erste Mal zu 4000, das zweite Mal anscheinend zu 40 000. Sie sind geprügelt und verspottet worden. Uns wird seitens der Regierungspersönlichkeiten, die wir treffen, gleich gesagt, daß die Savak, die Polizei des Schahs, den Zug infiltriert und die Frauen provoziert und angegriffen habe, um die Revolution zu sabotieren. Provokateure, Provokateurinnen.

Sehen wir uns die Dinge lieber aus der Nähe an. Im Iran sind von 10 Mill. Frauen 500.000 Angestellte und Freiberufliche, Ärztinnen, Richterinnen, Stenotypistinnen, Sekretärinnen und 2 Mill. Arbeiterinnen und Frauen, die im Tertiärbereich arbeiten. Soziologisch gesehen waren also die Demonstrantinnen zu einem großen Prozentsatz Frauen, denen es bereits gelungen war, der Feudalwelt des Schahs einen Status zu entreißen, der sich nicht unterscheidet von dem der Frau, die in den modernen Industriegesellschaften lebt und arbeitet. Darunter waren auch Arbeiterinnen, die in Hosen in die Fabrik gingen. Wie jene, die erklärte: „Ich habe mich aufgelehnt gegen den Befehl des Schahs, den Schador abzunehmen, ich lehne mich jetzt auf gegen den Befehl Khomeinis, ihn wieder umzuhängen."

Revolutionärer als wir

Es wäre dumm, dieses Ereignis als einen Fieberanfall der weiblichen Intelligenz beiseite zu schieben. Die iranischen Frauen haben die Avantgarde des aufständischen Kampfes gebildet. Über 5000 sind verhaftet und gefoltert worden. „Eine Kollegin von mir", erzählt mir Iran Moghada, Journalistin beim *Kayan,* der ersten Tageszeitung Teherans mit einer Auflage von 700 000, „ist an einem Tag sechzehn mal von der Polizei vergewaltigt worden." Siebenhundert Frauen sind von den Maschinengewehren der Armee des Schahs massakriert worden: sie sind an der Spitze des Demonstrationszuges gefallen, den sie am Freitag, den 8. September 1978, dem schwarzen Freitag, anführten. Die Frauen waren überall bereit, sich bei den Demonstrationen in die vordersten Reihen stellen zu lassen, um das Heer zu besänftigen oder einzuschüchtern. Aber nach einem Moment von Perplexität eröffneten die Soldaten mit Maschinengewehren das Feuer. „Sie fielen eine über die andere", sagt Iran, „Mütter und Töchter, Schwester und Schwester aufeinander." Wer sind also die Frauen, die gegen den Schador demonstrierten? „Wir zum Beispiel", sagt mir die Journalistin vom *Kayan.* „Wir waren zu zwanzig von dieser Zeitung, und die meisten von uns haben durch die Mißhandlungen einen solchen Choc erlitten, daß wir nachher krank wurden. Wir haben alle im Widerstand gekämpft. Nach der Befreiung haben wir dann in der Durchsetzung der islamischen Bekleidung den Beginn eines diktatorischen Regimes gesehen." Die Journalistinnen sammeln sich um uns in dem riesigen Redaktionssaal wie ein Bienenschwarm. Gleichzeitig haben sie das stolze Gefühl, eine Revolution durchgeführt zu haben, die über die hinausgeht, die wir Frauen aus dem Westen erlebt haben. Die Diskussion wurde oft polemisch: „Warum sind die amerikanischen Feministinnen wie Kate Millet nicht im Namen der Menschenrechte bei Carter vorstellig geworden, als die iranischen Frauen in den Gefängnissen des Schahs krepierten?"

Sie erzählen uns ausführlich, wie sie angefangen haben, sich zu mobilisieren mit Telefonaten untereinander und Zusammenkünften in kleinen Gruppen. Es gab keine Frauenorganisationen in Teheran. Sie beschlossen von allein, sofort zu handeln. So kamen sie spontan dazu, einen kollektiven Willen zu schaffen und eine *Masse* von Frauen zu werden. Sie fürchteten, daß aus dem Schador andere Diktate werden könnten und daß unter dem absoluten Gesetz des Koran nach der Rolle, die sie im Kampf gespielt hatten, und den Errungenschaften, die sie der Feudalgesellschaft entrissen hatten, ein langsamer Rückfluß einsetzen könnte, um sie wieder zu reabsorbieren. Kurz, sie fühlten sich betrogen und für dumm verkauft angesichts der ständigen unumwundenen Ankündigungen des Fernsehens, das darauf hinwies, daß nach der islamischen Revolution die Frauen sich nicht mehr scheiden lassen könnten, nicht mehr Richterinnen sein könnten, weil sie zu emotional seien, daß der Mann ein absolutes Recht darauf habe, seine Einwilligung zur Berufstätigkeit der Frau zu geben, und daß die Übereinkunft im Ehevertrag schriftlich niedergelegt oder durch ein Mullah-Gericht bestätigt werden müsse. Und die Polygamie wird verherrlicht, die Verstoßung der Frauen anerkannt, die gemischten Schulen werden abgeschafft, und die Ausübung der Medizin wird den Frauen praktisch versperrt. Alles in allem: die Theoretisierung der Minderwertigkeit der Frau unter dem heiligen Koran.

Gegen das westliche Vorbild

Die erste Befürchtung war, wie ich festgestellt habe, die, die Arbeit zu verlieren. Im Iran gibt es 3 1/2 Mill. Arbeitslose. Der Versuch, die Wirtschaftskrise dadurch zu lösen, daß man die Frauen nach Hause schickt, schien schon eine beschlossene Sache. Ist das andererseits in Europa nicht schon wiederholt gemacht worden? Außerdem ähneln für die frommen Moslems die unabhängigen, arbeitenden Frauen am meisten den Frauen des „verdorbenen" Europa: „Objekt"frauen, „geschminkte Puppen aus dem Westen", alles Ausdrücke, die uns von den machthabenden Männern schamlos und fast herausfordernd ins Gesicht geschleudert wurden und die sich in den offiziellen Reden wiederfinden lassen, die uns der Premierminister Bazargan und der Ayatollah Taleghani, der integralistische Moslem und Leiter des Fernsehens,gehalten haben.

Letzterer hat den Ansagerinnen befohlen, auf dem Bildschirm mit dem bis auf die Augenbrauen herabgezogenen Trauerschleier auf dem Kopf zu erscheinen. Sie sehen aus wie Klosterschwestern. Wir klopfen an die Tür dieses Mannes, der uns sofort in seinem Direktionsbüro empfängt. Warum hat er die Ansagerinnen verschleiert? „Das Fernsehen muß ein Bild der Revolution sein", antwortet er. „Die Bekleidung der Revolution für die Frauen ist der Schleier. Daher erscheinen zum ersten Mal in der Geschichte des Fernsehens die Ansagerinnen mit dem Schador."

Ich habe die beiden Ayatollahs gesehen, den von Teheran, Taleghani, genannt der ‚rote Bischof', und den erhabenen Khomeini, dessen perfekt retuschiertes Porträt mit Bart, Turban, pechschwarzen Augenbrauen uns überall mit stechendem Blick verfolgt in der unerbittlichen Monotonie des Kults. Ich erinnere mich an Mao während der Kulturrevolution. Allgegenwärtig. Wir kaufen das Poster von Khomeini, die Ansichtskarten von Khomeini, die Schlüsselanhänger, die kleinen Teppiche, die im Bazar verkauft werden, mit Khomeini drauf, der bunte Blumen in den Bart geflochten hat. Die Briefmarken gibt es noch nicht.

In Quom, wo ich ihn bei Anbruch des neuen Jahres, das am 21. März begann, getroffen habe, haben wir uns durch Millionen von Iranern den Weg gebahnt, die in Karawanen aus der Wüste, aus den Dörfern, aus Teheran gekommen waren. Religiöser Wahn um den Ayatollah herum, dessen politisches Ziel sich darin resümieren läßt, sein Land nach den Regeln zu regieren, die zur Zeit Alis, Schwiegersohn des Propheten, herrschten, in einer Einheit von Geist und Welt, die zur Schaffung einer Gesellschaft ohne Klassen führen soll. Die Frauen sind alle in schwarze Schleier eingemauert.

Um nach Quom hineinzukommen, bin ich um vier Uhr morgens abgefahren, ich wurde mit dem Auto hingebracht von einem befreundeten Architekten aus Teheran, der ein perfektes Italienisch spricht, weil er auf der Hochschule der Künste in Rom studiert hat. Jetzt ist er Bauarchitekt. Er ist glücklich, vier europäische Frauen zu Khomeini

begleiten und so den Imam aus der Nähe sehen zu können.

In der Frauendelegation hatten wir hart diskutiert bis drei Uhr morgens, wie wir bei Khomeini auftreten sollten, der uns für 9.30 Uhr einen Termin in Quom gegeben hatte. Sollten wir vor dem Ayatollah ein Kopftuch tragen oder nicht? Die „harten und reinen" Feministinnen unter uns hielten auch das pariser Kopftuch für ein Nachgeben. Jedoch aus Vorsicht rieten sie, einen fußlangen Schador umzuhängen, um durch die Menge der heiligen Stadt hindurchzukommen, in der eine Engländerin einmal wegen Beleidigung der Religion gelyncht worden ist. Sie rieten, wir sollten dann vor dem Ayatollah plötzlich den Schador ablegen.

Beunruhigt gab eine von uns zurück: „Wollt ihr denn einen strip-tease? Was nützt das den persischen Frauen? Warum dann nicht im Büstenhalter nach Notre Dame vor den Kardinal Marty treten, der eine Strafpredigt gegen die Abtreibung hält? Und außerdem ist es ein etwas feiger Vorschlag: wir hängen den Schador um, um nicht unsere Haut zu riskieren, und nehmen ihn ab, wenn wir nichts mehr riskieren. Versuchen wir wenigstens, den Preis zu zahlen für die iranischen Frauen. Wir fahren morgen zurück nach Paris, und weg sind wir. Zurück bleibt der Skandal, der den hiesigen Feministinnen um die Ohren geschlagen und sie in Schwierigkeiten bringen wird."

Eine andere „harte", bedingungslose pariser Feministin phantasiert: „Sich den Kopf zu bedecken, wenn auch nur mit einem Halstuch, ist gleichbedeutend damit, die Infibulation zu akzeptieren, sich die Klitoris herausschneiden zu lassen wie in Afrika, um gegen die Folter protestieren zu gehen." „Aber", polemisiert eine andre, „warum seid ihr und Kate Millet so ehrfürchtig vor den religiösen Autoritäten in Paris oder New York und so unbotmäßig in Teheran? Glaubt ihr vielleicht, ihr seid bei den Barbaren?"

Mit Kopftuch beim Ayatollah

Zwei von uns beschließen, mit Simone (de Beauvoir) in Paris zu telefonieren. Es war zwei Uhr morgens. Aber Simone ist wie eine gute Mutter, die wacht. Eine aus der Delegation schimpfte: „Jetzt reicht's mit Mama Simone, Mama *Libération*, Mama *Le Monde*, ich will mit meinem Kopf denken." Nach dem Telefonat kamen unsere beiden Kolleginnen mit einem entzückten Lächeln zurück: „Simone sagt, daß wir recht haben, uns nicht so affig zu verkleiden." „Gut", kontern die anderen, „dann ist Simone euer Ayatollah".

An diesem Punkt ein Gegenanruf nicht in Paris sondern in Teheran bei Sobabeh, einer iranischen Widerstandskämpferin, die aus den Gefängnissen des Schahs herausgekommen ist. „Nein", antwortet sie, „es wäre ein unverantwortlicher Akt, es würde als Provokation aufgefaßt werden, und alles würde auf uns zurückfallen, als Beleidigung Khomeinis . . ."

Gestärkt durch diese Botschaft rebelliert ein Teil der Delegation gegen die feministischen Extremistinnen. Und so werden wir zu viert bestimmt, zum Ayatollah zu gehen. Bei Tagesanbruch ziehen wir uns genau entgegengesetzt an zu dem, was die „harten und reinen" Feministinnen von uns gefordert hatten. Wir beschließen, von Anfang bis Ende der Reise dieselbe Kleidung beizubehalten. Ein Seidentuch um den Kopf, sowohl in der heiligen Stadt als auch vor dem Ayatollah. Das Minimum an Protokoll. Wie die Krawatte der französischen Intellektuellen, wenn sie zum Frühstück zu Giscard gehen. Unser Freund, der Chauffeur-Architekt aus Teheran, ist ein gutmütiger Mensch, er weiß alles und billigt es.

Wir fahren mit unserm Virgil durch Straßen, die überfüllt sind mit Fahrzeugen. Dann taucht plötzlich die goldene Kuppel der Moschee von Quom wie ein Feuerball vor uns auf. Dies ist auch die heilige Stadt des Widerstands gegen den Schah. Die Sperrstunde wurde hier nie eingehalten. Die Truppen des Kaisers schossen in die Moschee hinein und töteten die Mullahs und Schüler der Koranschule, der wichtigsten des Landes, in der Khomeini unterrichtet hatte. Andere warfen sie von den Dächern und zerschmetterten sie auf dem Pflaster. Bei 300 Märtyrern, deren von Volkskünstlern porträtierte Gesichter ich sehe, frage ich, wo die Frauen sind. Es stimmt, 50 Frauen sind getötet worden, aber ihre Porträts sind nicht da.

In der heiligen Moschee, der prächtigsten und stolzesten des Iran, führt man uns, die Frauen, – ein

Zeichen ungewöhnlicher Wertschätzung – in die Koranschule. Unter dem bescheidenen Haus Khomeinis in dem Gäßchen, das drum herumführt, ist die Menge hinter der Absperrung in zwei Flügel geteilt: links die Männer, rechts die Frauen. Khomeini erscheint um 9.25 Uhr, in der Stunde, in der das neue Jahr, das Novruz, beginnt, um den Segen zu erteilen. Ich erinnere mich an Mao auf dem Platz Tien An Men, als er die Roten Garden begrüßte, mit nur einem einzigen Wort: „Genossen!". Hinter Khomeini, der auf dem kahlen Dach des Häuschens erscheint, steht sein Sohn, auch er ein Mullah, der mit uns französisch spricht und uns bittet, die Schuhe auszuziehen und in den kleinen Wartesaal für die Frauen zu gehen. Er sagt uns, daß Khomeini niemanden empfängt. Und Interviews gibt der Imam erst recht nicht. Lange Verhandlungen, dann die feierliche Ankündigung: „Er wird sie um 16.30 Uhr empfangen. Jetzt gehen Sie zurück in Ihren Saal. Sie sind unsere Gäste, Sie werden zu essen bekommen und können sich ausruhen."

Um halb vier werden wir plötzlich geweckt durch das Donnern der Menge: Allah ist groß, – der Imam leitet das Gebet – es gibt keinen anderen Gott außer Gott. Auch Khomeini hat geschlafen, und die Zeit wird sozusagen durch seine Auftritte skandiert. Wir hören mehrfach den Ruf: „Khomeini, Oberhaupt der islamischen Republik". Die Fäuste werden erhoben, um diese Parole zu unterstreichen. Die schneidenden Stimmen der Frauen schreien: „Unabhängigkeit, Freiheit, islamische Republik". Sie schreien aus vollem Halse, damit Khomeini sich ihnen zuwendet und sie ansieht und so bei seinem vorrangigen Interesse für die Männer ein bißchen Segen für die Frauen dazwischenschiebt.

Und dann die Ankündigung des Schwiegersohns: „Bald wird der Imam Sie empfangen, wie er gesagt hat, um 16.30 Uhr." Wir haben die Vorstellung, Khomeini könne interviewt werden. Im Fragenkatalog haben wir nach der Position des Imam zum Schador gefragt, zu den Rechten der Frau, zur Gleichheit der Geschlechter, die in der Verfassung verankert werden soll, zur Versammlungsfreiheit der Frauen und zur Pressefreiheit allgemein. Wir verurteilen auch die Massenhinrichtungen, die der Homosexuellen, die Verfolgung der religiösen Minderheiten, kurz, alles ist drin. Der Schwiegersohn und der Sekretär überbringen ihm unsere Fragen, die der „Ungläubigen mit den Kopftüchern".

Khomeini kommt, ein fester Block, wie eine jener Statuen, die auf Prozessionen getragen werden, aber aus vibrierender Materie, Ultraschall, göttlichen Wellen, die ein Volk dahin katalysiert haben, die Diktatur des Schahs niederzuwerfen. Er setzt sich auf einem weißen Teppich nieder in dem Saal, der gänzlich ohne Möbel ist. Wir sind auf dem Boden vor ihm aufgereiht, vier Frauen aus dem Westen, „Ungläubige mit Kopftuch".

Khomeini sieht uns durchdringend an aus seinen schwarzfeurigen Pupillen und läßt mich an den Christus in der sixtinischen Kapelle denken, der die Verdammten verflucht. Aber uns gegenüber will er Wohlwollen bekunden, und nachdem er uns hat wissen lassen, daß er allein fotografiert werden möchte, läßt er sich schließlich doch zusammen mit uns aufnehmen von unserer Micheline, einer pariser Fotografin, die es, flink wie eine Grille, schafft, einen Film abzuknipsen, während der Ayatollah uns eine kurze Botschaft übermittelt, die wie eine Ermahnung klingt: „Ich danke für die Hilfe und Ihre Anteilnahme am Martyrium des persischen Volkes und für die Hilfe, die Sie in diesen Jahren gegen die Diktatur und die Unterwerfung des Volkes geleistet haben. Ich hoffe, daß diese Zusammenarbeit sich in der Zukunft fortsetzen wird in der Unterstützung des Kampfes des persischen Volkes, in dem Neuaufbau eines Landes, das auf dem Weg der Entwicklung ist."

Es ist vorbei. Er steht auf, und ich wundere mich wieder, daß eine Statue sich so behende erheben und niedersetzen kann. Um so mehr als der Ayatollah 78 Jahre alt ist. Die Erscheinung verflüchtigt sich. Wie es sich gehört für eine Erscheinung des Propheten.

Der rote Ayatollah

Aber der Mann Allahs ist auch ein geschickter Politiker, und das ist der Eindruck, den er bei uns hinterläßt. Während die anderen leader in Teheran uns schalten, und auch zu recht: „Wo wart ihr aus dem Westen, als der Schah die Frauen massakrierte?", wollte Khomeini weder über Frauen noch über den schwarzen Schleier reden; mir fehlt ein

Wort dafür, aber was er betonen wollte, war eine Verpflichtung zur Solidarität, die es aufrecht zu erhalten gelte.

Unser Begleiter, der Begeistertste von uns, macht uns darauf aufmerksam, daß es ein sehr bedeutendes Ereignis gewesen sei: es ist das erste Mal, daß Khomeini eine Frauendelegation empfängt. „Einschließlich der iranischen Frauen?" „Ja", antwortet uns der Architekt. „Es ist etwas ganz Außergewöhnliches." Gerade weil es außergewöhnlich ist, denke ich, werden die Teheraner Zeitungen nicht darüber schreiben.

Wir verlassen Quom in der politischen Überzeugung, den wahren Dreh- und Angelpunkt der Macht funktionieren gesehen zu haben hier in dem kleinen Haus des Ayatollah, der vom Volk bejubelt wird als Oberhaupt der islamischen Republik. Bazargan oder wer immer an seiner statt werden nichts anderes sein als die Delegierten des Imam, die die weltlichen Geschäfte führen.

Später sagt uns der Premierminister Bazargan bei unserer Begegnung einen merkwürdigen, fast polemischen Satz: „Der Ayatollah Taleghani ist der progressivere, er verfolgt diese Revolution seit 25 oder 30 Jahren, er wurde vom Schah ins Gefängnis geworfen und stand von jeher aktiv im Kampf. Der Ayatollah Khomeini ist erst vor kurzem wieder auf den Schauplatz zurückgekehrt. Er hat eine kurze Erklärung zum Schador der Frauen abgegeben als moralischen und islamischen Akt, aber er hat den Frauen keinerlei Zwang auferlegt." Seine Stimme erlischt, und er scheint sagen zu wollen: er hätte mir diesen Ärger ersparen können.

Absehbare Differenzen zwischen den beiden Ayatollahs, von denen der eine aus dem Exil zurückgekehrt ist und der andere fest auf der Linie des Kampfes in den Gefängnissen des Schahs steht? Das ist wahrscheinlich, auch wenn die islamische Einheit absolut zu herrschen scheint. Der Ayatollah von Teheran, genannt der ‚rote Bischof', steht seinerseits felsenfest auf der Interpretation des Koran. „Im Koran", erklärt er uns, „sind Mann und Frau zwei sich ergänzende Elemente, und diese Gesamtheit, das Paar, ist die Grundlage der Rechte. Die Frau als Sexualobjekt darzubieten, wie es bei Ihnen im Westen geschieht, sie zu einem ‚sexuellen Gegenstand' zu machen, der zu kaufen und zu verkaufen ist, ist eine Negation des Rechts der Frau. Die körperliche Ausstattung der Frau und ihre Mentalität, ihre intellektuellen Fähigkeiten sind nicht dieselben wie die des Mannes; unter Rechten verstehe ich das harmonische Ganze, das beiden erlaubt, sich zu entwickeln. Das erste Recht der Frau ist, einen Ehemann zu bekommen, das andere Recht: das Recht, Mutter zu werden. Einen Ehemann zu bekommen, ist für uns die höchste Verwirklichung der weiblichen Existenz, ihr erster Anspruch. Wir verpflichten uns, dies zu garantieren."
„Aber wird sie arbeiten dürfen", fragen wir, „ohne die Erlaubnis des Ehemannes?"
„In der islamischen Gesetzgebung", antwortet Taleghani, „ist der Mann für den Lebensunterhalt der Familie verantwortlich. Daher steht das Recht auf Arbeit vor allem dem Mann zu. Aber da es sich um einen Vertrag zwischen zwei Personen handelt, kann die Frau sagen: ich will nicht unterhalten werden und ziehe die Freiheit, arbeiten zu können, vor. Wenn Ehemann und Ehefrau sich einig sind, muß das dem Ehevertrag vorangestellt werden ..."
„Und wenn sie sich nicht einig sind?"
„Wenn die Einwilligung zur Arbeit der Frau im Ehevertrag steht, muß der Mann sich daran halten, andernfalls wird der Richter ihn verurteilen. Aber wenn es nicht drinsteht, hat der Mann recht und kann vor Gericht gehen, damit die Frau mit einer Geldstrafe belegt wird. Wie bei der Scheidung; bei der Vertragsschließung muß die Frau ihr Recht auf Scheidung im Vertrag festlegen."

Aber gibt es Frauen, die das wagen? Der Ayatollah geht darüber hinweg und antwortet nicht. Offensichtlich verzeichnet die jüngere Geschichte keine derartigen Fälle. Die Polygamie dagegen versteht sich von selbst, ohne Verträge, weil sie im Koran geschrieben steht; der Prophet erlaubt dem Mann bis zu vier Frauen, unter die er sich mit gleicher Zuneigung aufteilen soll. Kürzlich, gleich nach dem Sieg der Revolution hat der Ayatollah von Mashad gesagt: „Wie ein Hahn mehrere Hennen braucht, so braucht ein Mann mehrere Frauen."

Predigerinnen des Islam

Doch nicht alle islamischen Frauen wollen als Hennen behandelt werden, und sie verweigern ih-

Edith Lechtape, Antoine Weber, Skulpturbild 1979

re Zustimmung im Namen eines Rechts auf Freiheit, das sehr oft über das des Feminismus hinausgeht und das Schlüsselproblem der Achtung der Menschenrechte im Iran berührt. Andere Frauen dagegen stimmen aus ganzem Herzen zu.

Ich befinde mich im achten Stock eines modernen Gebäudes, dem ehemaligen Sitz der Erdölgesellschaft, unten stehen die Wachen mit Maschinengewehren zum Aufpassen. Hier hatte die Schwester des Schahs, Ashraf, das Büro des Family Welfare Center eröffnet, das sie mit alle 14 Tage frisch per Flugzeug kommenden Orchideen füllte. Jetzt hat sich die Atmosphäre geändert, die Leiterinnen sind streng verschlossen wie Nonnen in den langen schwarzen Tuniken. „Diese Verwestlichung der Sitten hat nicht funktioniert", sagt man uns unter Anspielung auf das alte Regime. „Es ging nicht um Modernität sondern um Nachäffung des Westens."

Unter den fünf Leiterinnen, die wir treffen, sind die Töchter von Männern der neuen Macht (eine weitere merkwürdige historische Koinzidenz, die für alle Revolutionen und für alle Diktaturen gilt). Eine ist die Tochter Bazargans, die andere ist die Tochter Taleghanis, sie haben erst fünf Tage zuvor diese Organisation der Frauen im Iran gegründet. Frau Taleghani kann den Koran predigen, gehört zu den Frauen, die ‚seyed', Nachkommen des Propheten, genannt werden dürfen, sie verfügt über durch die Mullahs bestätigte Qualitäten, das heißt über eine beispielhafte Kenntnis der Theologie und alle Tugenden (für die Mullahs sind sieben erforderlich, für die Frauen vielleicht ein bißchen weniger). Sie ist jedenfalls eine Frau von großer Intelligenz, deren Heroismus nicht anzuzweifeln ist: sie hat sechs Jahre hartes Gefängnis unter dem Schah erlitten.

Die „Predigerinnen" wie sie sind im allgemeinen islamische Frauen, die sich im revolutionären Kampf eingesetzt haben. Sie empfangen uns mehr als freundlich, „humanitär", wie man hier immer sagt, ein Adjektiv, das besagen soll: Wir sind euch ganz und gar feindlich gesonnen, aber unsere Menschlichkeit läßt uns hoffen, daß wir euch umerziehen können. Umerziehung: das ist das einzige Wort, das immer wieder aus ihrem Mund kommt gegen die Unwissenden gerichtet, die manipulierten Frauen, die gegen den Schador demonstriert haben, und gegen alle Ungläubigen. In Bezug auf die Demonstrationen der Frauen vom 8. und 10. März sind sie formell: der Imam hat nichts über den Schador gesagt, aber das westliche Komplott hat einen dicken Skandal, eine Provokation daraus gemacht. „Was der Westen will, ist das Scheitern unserer Revolution."

Sie rechtfertigen die Polygamie, die Prohibition, die Abtreibung, die Bestrafung der Homosexuellen (von der Auspeitschung bis zur Todesstrafe) und behaupten, die Gleichheit der Frau stehe im Koran geschrieben im immer wiederkehrenden Ideal des Tawid, der Einheit von Geist und Welt. Und wie die Klassen in der Einheit verschwinden werden, so wird auch das Paar, wie Maometta und Fatima darlegen, eine einzige harmonische Einheit bilden. Die Rebellinnen, die auf die Straße gegangen sind, betrachten sie weniger als Feindinnen sondern eher als Unwissende in Bezug auf das oberste Gesetz des Koran. „Wir werden es schaffen, sie umzuerziehen nicht dadurch, daß wir sie beschuldigen, sondern dadurch daß wir sie überzeugen." Ebenso wie sie versuchen werden, die Analphabetinnen zu unterrichten. Im Iran sind 70 % der Bevölkerung Analphabeten, und die absolute Mehrheit bilden die Frauen.

Sodabeh, eine Feministin mit magerem, aufmerksamem Gesicht, wiederholt bei unserem fast geheimen Treffen in einem ärmlichen Haus befreundeter Frauen in Teheran, was uns inzwischen immer deutlicher vor Augen steht: „Die Mehrheit der Frauen ist für Khomeini und sichert ihm eine absolute charismatische Macht. Sie sind davon überzeugt, daß der Koran ihnen das einzige Gut garantiert, den Ehemann." Mir kam wieder die schwarze Flut von Quom in den Sinn, die frommen Anhängerinnen Khomeinis: es waren 99 %.

Gegen den Schador

Feministinnen gibt es sehr wenige im Iran. Die, die wir treffen, sagen uns, daß es nur drei kleine feministische Gruppen gibt: die „Vereinigung der kämpfenden Frauen", das „Frauenerwachen" und die „Verteidigung der Rechte der Frau". Die Diskussion mit einigen von ihnen findet, wie gesagt, fast im Geheimen statt, so daß der Eindruck von Christen in den Katakomben entsteht. Aus Vorsicht und in der Sorge, ausspioniert und des Kom-

plotts im Dienst des Westens angeklagt zu werden, haben die Feministinnen zwar akzeptiert, uns zu empfangen, aber nur zu fünft.

Wir fragen nach ihrer Vergangenheit und verstehen, daß sie alle an der Widerstandsbewegung und am Befreiungskampf teilgenommen haben. Nargues, die lange, seidenglatt bis auf die Schulter herabfallendes rotes Haar hat, hat Khomeini in Frankreich aufgesucht. „Ich hatte für meinen Besuch bei ihm die islamische Kleidung angezogen", erinnert sie sich, „um ihm meine Ehrerbietung zu erweisen und ein Zeichen der Revolte gegen den Schah zu geben, aber ich wollte, daß er begriff: für uns Frauen ging der Kampf für die Befreiung einher mit dem für unsere Bürgerrechte. Er hat versichert, daß die Gleichheit der Frauen durch die Revolution anerkannt werden würde."

Während sie erzählen, wird uns klar, daß in der öffentlichen Meinung der Frauen schon der Rückfluß eingesetzt hat. Die Frauen haben Angst, verspottet zu werden, sei es von den Revolutionären, sei es von den linken Extremistinnen. Nargues, Susan, Sodabeh, Feriente und Mouhod (die beiden letzteren Mutter und Tochter) sind alles Intellektuelle, Universitätsdozentinnen, freiberuflich Tätige, Studentinnen oder – wie sich Nargues bezeichnet – Arbeitslose, sie haben alle große Probleme an den Hochschulen oder am Arbeitsplatz gehabt, wo sie von den anderen Frauen, den glühend religiösen, angegriffen wurden. Sie äußern die Meinung, daß die charismatische Kraft Khomeinis auch aus der ungeheuren Unterstützung herrührt, die ihm von den Frauen entgegengebracht wird. Und doch ist die Revolution gerade dank der Frauen siegreich gewesen, nicht nur um eine Diktatur zu vertreiben, sondern um eine Epoche der Achtung der Menschenrechte einzuleiten. „Im Iran hat es immer eine sehr starke potentielle Frauenbewegung gegeben", erzählen sie uns.

Als alle für die Demokratie kämpften, wußten die Frauen, daß die Probleme sich für sie zuspitzen würden, wenn der islamische Glaube wieder zur Herrschaft gelangen würde. „Aber wir haben diese Befürchtung beiseite geschoben", erzählt Susan, „um dem Sieg der Revolution, dem Ende der Diktatur den Vorrang zu geben, auch wenn uns klar war, daß für uns das Leben hart werden würde. Als Khomeini im Februar in Teheran ankam, haben sich die Augen aller Frauen auf ihn gerichtet, um zu wissen, was er sagen würde. Die Erklärung zum Schador war für uns wie ein Schlag ins Gesicht. Daher die spontan ausgelöste Revolte."

Und jetzt? „Wir können keine Frauenversammlungen mehr machen", fährt Susan fort. „Sie sind verboten. Es gibt keine Räume. Alle Organisationen, auch die Sportvereine, verweigern sie uns. Die Zukunft ist dunkel, das verhehlen wir nicht. Gerade deshalb brauchen wir, um weiterzumachen, Solidarität. Danke, daß ihr gekommen seid."

Beim Weggehen habe ich den Eindruck, daß sie imstande sein werden zu kämpfen, daß sie versuchen werden, zusammen mit ihrer Freiheit die Freiheit aller zu verteidigen. Aber ich hatte auch das Gefühl, daß ich sie nicht wiedersehen würde, so wie wir auch keine Frauendemonstrationen in Teheran mehr sehen würden.

Maria-Antonietta Macciocchi

(in: *Panorama*, 17.4.79. Übersetzung aus dem Italienischen *Sigrid Vagt)*

Interview der Schwarzen Botin mit Helmut Schmidt

SB: Herr Bundeskanzler, im Herbst vorigen Jahres trat das neue Atomgesetz, sowie das Entsorgungsgesetz in Kraft. Dennoch hat sich die Unruhe in der Bevölkerung nicht gelegt. Welche Schritte außer „Bad Godesleben" gedenkt die Regierung zu unternehmen, um den Gesetzen einen demokratischen Inhalt zu verschaffen?

H.S.: Als 1979 diese beiden Gesetze erlassen wurden, hatten wir schon klare Vorstellungen. So wird z.B. unser bevölkerungspolitisches Wohnkonzept bis Ende 1982 durchgeführt sein. Das bedeutet, unsere tauben und taubstummen Mitbürgerinnen und Mitbürger werden umgesiedelt sein in die Lärmzonen der Einflugschneisen, Autobahnen, Zubringerstraßen u.s.w. Desgleichen unsere blinden Menschen, denen der Komfort der Trabantenstädte und die Sanierungsgebiete ein neues Zuhause sein werden. Auch gibt es unterdessen schon über eine Million KKW-Bausparer. Die Umschulung der Gastarbeiter für Hilfs- und Reinigungsarbeiten im radioaktiven Bereich ist so gut wie abgeschlossen. Lediglich die Verlegung der Strafanstalt Stammheim nach Biblis ist ein wenig verzögert worden, der Bau wird aber demnächst fertiggestellt sein. Das Entsorgungsprogramm ist so großzügig ausgelegt, daß es mit dem Atomprogramm engstens verbunden ist.

SB: Befürchten Sie nicht, daß diese Projekte auch im Ausland scharfe Proteste herausfordern werden?

H.S.: Keineswegs. Ich sage nur noch, das wird Normen setzen! Das Verständnis unserer internationalen Partner für unsere innenpolitischen Probleme ist immens und nebenbei bemerkt, ja auch bestimmt durch unsere guten wirtschaftlichen Beziehungen, nicht zuletzt im Energiegeschäft. Das fing ja schon damals, Anfang 1979 an, als wir Deutschen diese, ich glaube, es waren acht, Kernkraftwerke nach Brasilien verkauft haben. Aus diesen 10 Milliarden sind ja unterdessen weit über 200 Milliarden geworden, und einiges davon fließt ja unentwegt in das Entsorgungsprogramm.

SB: Wie, Herr Bundeskanzler, sieht es denn unterdessen mit der Entsorgungs- und Wiederaufbereitungsanlage „Bad Godesleben" hier bei Ihnen in Bad Godesberg aus? Wie war es denn möglich, in so unmittelbarer Nähe der Regierungsgebäude, das Einverständnis aller Parteien zu erlangen? Was für Bedenken bestehen noch in Bezug auf das Sicherheitsrisiko?

H.S.: Nun, da gibt es keinerlei Bedenken. Wenn die Unterbringung der Regierungsmitglieder in unsere Atombunker genügend Sicherheit gewährt hätte, so leuchtet es ja jedem ein, daß die Verbringung radioaktiven Mülls in die umfangreichen Schutzanlagen ebenso sicher ist. Auch sonst gibt es weitgehende Übereinstimmung, denn schließlich haben sich ja seit Jahren fast alle Parteien relativ einhellig für die Anwendung der Kernenergie ausgesprochen. Von dieser positiven Haltung bis zur Errichtung der Anlage „Bad Godesleben" lag dann auch nur ein baumäßiger Schritt. Wir, das heißt, alle Parteien haben damit ein Fanal gesetzt, das dem Bürger draußen im Lande das Vertrauen in die friedliche Nutzung der Kernenergie wiedergeben soll.

SB: Sie sind also der Meinung, daß die Bevölkerung der Bundesrepublik die Schritte und Auffassungen ihrer Regierung teilen wird, wie aber sollen denn die KKW-Gegner beschwichtigt werden?

H.S.: Sehen Sie, wir handeln als Verantwortliche ja nicht leichtfertig. Im Gegenteil, durch „Bad Godesleben" beweisen wir, daß wir bereit sind, auch persönlich Verantwortung zu tragen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch diejenigen ernsthaft besorgten Bürger, die jetzt noch beunruhigt sind und – man darf das nicht unterschätzen – von gewissen Extremisten immer wieder beunruhigt werden, sich wieder sicher fühlen. Das ist ja eine ähnliche Situation wie 1962, als ich in Hamburg noch Innensenator war. Auch damals, bei der Bewältigung der Flutkatastrophe, mußte gehandelt werden. Durch die zügige Entschlossenheit, mit der wir uns ohne Rücksicht auf rechtliche Bedenken durchgesetzt hatten, haben wir die Zahl der Toten auf 312 reduziert. Das Sicherheitsbedürfnis des durchschnittlichen Bürgers ist doch gerade in unserem Lande besonders ausge-

Hier hat die Technik
die Zukunft überholt.

prägt, ihm gilt auch unsere ganze Sorge. Gegen all jene, die aus Überzeugung unbelehrbar sind, soll künftig noch härter durchgegriffen werden. Wir haben das ja damals schon am Fall von Dyck demonstriert durch die gezielte Anwendung des „finalen Rettungsschusses". Die Bürger haben begriffen, daß solche Elemente unschädlich gemacht werden müssen, das war schon darin deutlich geworden, daß es kaum kritisierende Stimmen in den Medien gab. Immerhin ist die Baader-Meinhof Bande heute nur noch vergessene Geschichte, sehen Sie, auch das ist z.B. Entsorgung ... (lacht)

SB: In Zukunft können und sollen, laut Atomgesetz, in Übereinkunft mit allen Ländern überall Atomkraftwerke, Brüter, Wiederaufbereitungsanlagen u.s.f. erbaut werden. Aus dem Leitfaden, der noch scheinbar rechtsstaatliche Notwendigkeiten berücksichtigte, wie es ja Ende der 70er Jahre noch gebräuchlich war, ist nun eine Richtschnur per Gesetz geworden.

H.S.: So kann man das natürlich nicht ausdrücken. Sicherlich mußte eine Veränderung an der Basis der Rechtsauffassung vorgenommen werden. Es handelte sich hierbei aber doch lediglich um die Schaffung gesetzlich notwendiger Grundlagen in Übereinstimmung mit den Erfordernissen, die ein modernes Land mit gesundem Wirtschaftswachstum benötigt. Das ist praktizierte Zukunftssicherung. Und wie Sie wissen, selbst die Gewerkschaften sehen die Dinge in dieser Komplexität. Energielücken bedeuten bedrohte Arbeitsplätze, und bedrohte Arbeitsplätze können wir uns bei dieser internationalen Konkurrenz natürlich überhaupt nicht leisten. Die Kernenergie ist notwendig, um unsere Kernkraftkammern zu füllen, insofern ist sie besonders zukunftsweisend.

SB: Etwas scheint vollkommen unklar, nämlich wofür die gewonnene Energie eigentlich genutzt werden soll. Der Industrie ist ja schon jetzt der Atomstrom zu teuer. Solange es der Industrie also noch nicht erlaubt ist, per Gesetz, eigene Kernkraftwerke in Betrieb zu nehmen, werden die Mitglieder der VIK (Kraftwirtschaftsvereinigung) weiterhin ihren eigenen Strom auf ihren Werkanlagen produzieren. Immerhin sind das sehr große Unternehmen, wie z.B. Krupp, Mannesmann, Flick, Dyckerhoff, Henkel, BASF, Bayer, Höchst, Hüls und einige andere. Die produzieren ihre eigene Energie für wenige Pfennige, denn die öffentlichen Energieerzeuger verlangen ja unterdessen schon 73 Pf für eine Kilowattstunde. Zudem hat es sich andererseits herausgestellt, daß die Kernkraftwerke die größten Energieverbrauch- und -verschwender sind.

H.S.: Ja, das macht uns auch noch ernsthafte Sorgen, aber wir werden mit Entschlossenheit an die Mitverantwortung der Industriepartner appellieren. Bei unseren Verhandlungen mit den Vertretern der VIK konnten wir bisher noch keine Einigung erzielen, auch schon deshalb nicht, weil eine absolute Sicherung der Energieversorgung bis jetzt noch nicht zu bewerkstelligen ist. Erst, wenn landauf, landab überall Kernkraftwerke der Standard auf dem Gebiet der Energieerzeugung sein werden, können wir auch unseren Partnern aus der Industrie zufriedenstellende Angebote machen. Gleichzeitig wird damit natürlich auch die Stromversorgung für die Haushalte enorm viel billiger. Andere Komplikationen sehen wir da nicht, in etwa 5 Jahren werden wir dieses Problem auch gelöst haben. Unterdessen müssen die Bürger draußen im Land einige Anstrengungen bei der Einsparung von Energie machen, auf diesem Gebiet kann noch viel verbessert werden.

SB: Herr Bundeskanzler, wer ist denn nun eigentlich für die Sicherheit und das Funktionieren der Kernkraftwerke zuständig?

H.S.: Ja, da gibt es einmal die Polizei, dann den Werkschutz und eventuell stehen Einheiten des Bundesgrenzschutzes zur Verfügung. Zwei Kontaktbereichsbeamte frequentieren Tag und Nacht die Sicherheitszonen aller Kernkraftwerke und vergleichbarer Anlagen. Für den Transport der radioaktiven Abfallstoffe ist eine speziell ausgebildete Einheit, die GSG-9-Einheit, verantwortlich. Einen Teil der Schadstoffe, die für „Bad Godesleben" bestimmt sind, werden von den GSG-Män-

nern unter Wahrung strengster Sicherheitsvorschriften jeden Monat hierher gebracht. Das geschieht so geheim, daß nicht einmal unsere ausländischen Gäste etwas bemerken.

SB: S. haben vorhin den Vergleich mit den Kornkammern gebracht, aber hat man denn an Kriegssituationen gedacht dabei? Z.B. ist es ja leicht, durch kleine, unkomplizierte Raketensysteme große nukleare Wirkungen bei uns auszulösen. Das will heißen, daß der Kraftwerkbau im eigenen Land weitere atomare Aufrüstung im möglichen Feindesland ersetzt. Es müßten also, bei jeder drohenden Krise, alle Kernkraftwerke sofort abgeschaltet werden, was dann allerdings eine Energiekrise zur Folge haben würde.

H.S.: Darüber haben wir natürlich auch nachgedacht, und das hat dazu geführt, alle Kernkraftwerke unterirdisch anzulegen. Dafür wird es bald auch eine gesetzliche Regelung geben. Darüberhinaus wird es ja ähnlich wie beim Rüstungsgleichgewicht sein, ebensolche Möglichkeiten hätte eine Offensive unsererseits, der Besitz von Kernkraftwerken ist nicht nur machtpolitisch interessant, der drängt auch zum Machtausgleich, und der wird den Frieden sichern.

SB: Bleiben wir bei den Risikofaktoren. Es hat sich ja voriges Jahr in Harrisburg gezeigt, daß *ein* Risikofaktor überhaupt nicht berechenbar ist, das ist der Mensch. Verantwortungslosigkeit, Dummheit, Leichtsinn, Gewohnheit oder Krankheit sind in der Lage, auch noch so komplizierte technische Geräte im Handumdrehen zu übertrumpfen.

H.S.: Nun, die Sicherheit der Anlagen wird ja von allen Beteiligten gleicherweise getragen. Vom Techniker, dem Unternehmer, der die Anlage baut, von der Zuliefererindustrie, von den technischen Sicherheitssystemen und nicht zuletzt auch von uns, den Politikern, die an der Überwachung durch Sicherheitsorgane beteiligt sind. Andererseits tun wir natürlich alles, um nicht durch Schaden klug werden zu müssen. So haben wir z.B. unlängst beschlossen, alle verfügbaren staatlichen Mittel aus den Forschungsbereichen der Geisteswissenschaften abzuziehen und sie dem „Forschungsinstitut zur Lösung der Folgeprobleme bei der Anwendung von Kernenergien" in „Bad Godesleben" zuzuführen. Das ist ein wohlüberlegter Schritt gewesen, der eine enorme Verminderung des Sicherheitsrisikos bedeutet.

SB: Aber was bedeutet Sicherheit denn wirklich. Hängt nicht der Sinn dieses Begriffes ab vom Interesse dessen, der ihn gebraucht? Wenn dem so ist, dann gibt es ebensoviele verschiedene Sicherheiten wie Risiken.

H.S.: Natürlich, es gibt ein technisches Risiko, ein Materialrisiko, ein Umweltrisiko und ein Risiko krimineller Art, ausgehend von Terroristen und Gangstern, die einen Plutoniumhandel erschließen wollen. Insgesamt aber sind wir heute so weit, daß wir die Risikofaktoren fast vollständig unter unserer Kontrolle haben.

SB: Ich möchte noch einmal auf die Interessen zurückkommen. In drei Interessen möchte ich den Unterschied zwischen allen dreien deutlich machen; dem Betriebsinteresse, dem Nutzungsinteresse und dem Umweltinteresse. Bei normaler Funktion einer Anlage verbinden sich die ersten beiden Interessen miteinander und mit der Anlage, das Umweltinteresse dagegen ist der Anlage machtlos gegenübergestellt. Im Falle einer Störung, oder gar Katastrophe, wie z.B. eines schmelzenden Reaktorkernes, lassen die ersten beiden Interessen sofort von ihrem Gegenstand ab, das Umweltinteresse jedoch ist plötzlich zwangsweise engstens an die Folgen geknüpft. Geht man von einer solchen Konstellation aus, so hätte das Umweltinteresse ja entscheidend bei der KKW-Frage zu bestimmen gehabt, denn alle anderen Interessen sind partieller Art.

H.S.: Sehen Sie, ich hoffe, ich habe Sie richtig verstanden, wir haben mit der Erlassung des Atomge-

Das KKW sorgt dafür

Er hat's geschafft!

A. D
Panzerschlosser bei der Bundeswehr

Herr Daun ist einer von mehr als 1½ Million KKW-Bausparern. Als zivilbediensteter Panzerschlosser trägt er dazu bei, die Einsatzbereitschaft von Kettenfahrzeugen der Bundeswehr sicherzustellen. Seit einigen Jahren wohnt er in seinem Bungalow. Als Handwerker hat er selbst beim Bau geholfen. Durch die gute Finanzierungsberatung des KKW konnte er ohne Geldsorgen bauen. Als öffentlich Bediensteter hat er Anspruch auf die KKW-Leistungen. Darum ist seine Bausparkasse das KKW, die Bausparkasse für Deutschlands öffentlichen Dienst.

Wenn es um Erwerb oder Erhaltung von Haus- und Wohnungseigentum geht, wenden sich Beamte, Angestellte und Arbeiter des öffentlichen Dienstes an ihr KKW. Tun Sie's auch, wenn Sie dazugehören. Postkarte genügt!

KKW

die Bausparkasse für Deutschlands öffentlichen Dienst

setzes und des Entsorgungsgesetzes auch alle Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt, ich will sagen, wir haben die Ursachen dafür beseitigt. Die Anlagen sind durch alle möglichen Vorkehrungen gegen den Einfluß von Risikofaktoren immunisiert. Die Sicherung der Sicherheit ist damit sichergestellt. Sichergestellt ist auch die Energieversorgung unseres Landes auf lange Sicht. Das weiß der Bürger, und das festigt das Vertrauen des Bürgers in seine Regierung. Die friedliche Nutzung der Atomenergie ist für die Sicherung von Wirtschaftswachstum und Wohlstand unentbehrlich geworden, darüber sind sich alle aufgeschlossenen Menschen einig. Die Arbeitslosenrate hat sich seit einem Jahr enorm reduziert, wir haben eine ansehnliche Zuwachsrate zu verzeichnen, und das verdanken wir unserer Wachstumspolitik und politischer Weisheit in Sachen Energie-Programm.

SB: Hätte man aber nicht viel eher, statt das Energieprogramm derart expandieren zu lassen, das Wachstum einschränken können?

H.S.: Wie bitte?

SB: Herr Bundeskanzler, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

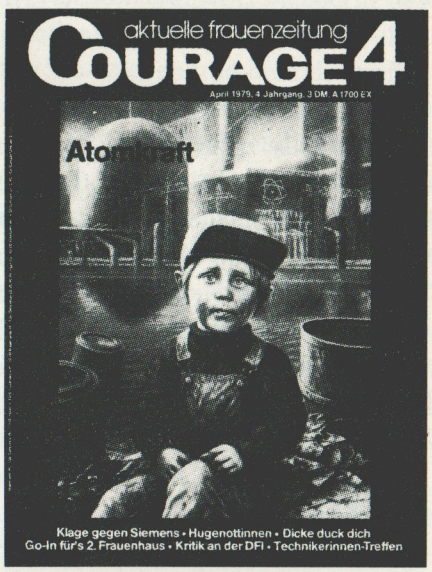
Gabriele Goettle

Das erkaltete Mütchen

Kinderaugen klagen an, frisch getüncht erscheint der Fruchbarkeitsfimmel, und zählebig pflanzt der Totgeglaubte sich fort und fort. Gebärmaschinen, vereinzelt euch!

Ausgerechnet die *aktuelle* Frauenzeitung „Courage", von ihren ursprünglichen Intentionen her eher kritisch gegenüber dem Weiblichkeitswahn, appelliert heute an die sogenannten Mutterinstinkte: auf ihrem Titelblatt zum Thema Atomkraft (Nr. 4 vom April '79). In schwefelgelbes Licht getaucht, thront da ein treuherzig schielendes Buberl, inmitten von Dreck, Mülltonnen und schwimmenden Containern; im Hintergrund das Gestänge und Gebuckel eines Atomkraftwerks. Seelenlose Technologie versus bedrohte Kreatur? Ein Knäblein als Inbegriff der Menschheit? Ach, seine Äuglein scheinen zu flehn: Laß es nicht zu, Mutti ...

Es ist wieder mal das Christkind. Bei der Waschmittelwerbung, einem verwandten Sujet, gehts mittlerweile schon weniger fromm zu. Nur noch Plakate übern Hunger in der Welt starren einen so vorwurfsvoll an, oder wenn in Wien die Caritas zu einem Familienfasttag mahnt, Motto: Teile & helfe. Aber wo bleibt denn die Madonna



Maria auf dieser Titel-Ikone? Sie kommt im Innern des Heftes umso reichlicher vor. Auf der Seite drei etwa, gleich neben dem Editorial, wird ein Poster in markiger Holzschnittmanier reproduziert (übrigens Teil einer Ausstellung einer dänischen Frauengalerie, woher auch das unsägliche Titelbild stammt; es ist das Plakat der norwegischen „Aksjon mot Atomkraft", von 'nem gewissen R. Groven).

Auf den Holzschnitten wimmelt es gradezu von Fötussen, die wie Engerlinge die Scholle durch-

pflügen. Die verheerenden Folgen der AKWs! Ein Querschnitt durch den Bauch einer Schwangeren zeigt: sie trägt drin ein Skelett. Dabei könnte doch alles so friedlich sein ... Neben Ähren & Halmen wiegen sich jede Menge schwangere Frauen mit Kind und Kegel am Kleiderzipf, potztausend. Die Frau wird hier wieder still zu einem Bestandteil der *Natur,* ebenbürtig den Feldern und Wäldern, Flüssen und Seen. Sie mag die Alliebende, Allgütige, Allfruchtbare sein, die Gebärerin mit Haut und Haar. Doch hinter diesem Gesäusel steckt in Wahrheit ein krasser Vernichtungswunsch: Wärs nicht überhaupt am besten, sie würde gleich ganz und gar zu Mutter Erde ...?

Das ist die reaktionäre, ultrakonservative Komponente der Grünen, ihr Blu-Bo-Aspekt, der ja bekanntlich auch in der Anti-AKW-Bewegung schlummert. Wie heißt es dazu so schön vorsichtig in einer Definition dieser Bewegung (in einem soeben erschienenen Rowohlt-Reader): „Der ökologische Protest ist sehr heterogen. Er umfaßt jüngere, aber auch ältere Bürger, er sammelt Progressive ebenso wie wertkonservative Bürgerliche, er erfaßt unterschiedliche soziale Schichten."

Das Mütchen ist erkaltet. Die Redakteurinnen der „Courage" haben ihr christliches Titelbild zwar nicht selber fabriziert, sich aber offensichtlich damit identifiziert. Und sie gebärden sich wie berauscht vom Ergebnis der Volksabstimmung in Österreich um das erste Atomkraftwerk, anstatt eine halbwegs nüchterne Analyse der Umstände & Ursachen vorzunehmen. Es gibt in der Anti-Atomkraft-Bewegung eben auch unheimliche Bettgenossen! So waren zum Beispiel in Österreich die (katholische) „Aktion Leben" – die wütendsten Gegner der Abtreibungsreform – ebenso vertreten wie der erzkonservative „Familienverband" und die „Katastrophenhilfe österreichischer Frauen" (schwarz-reaktionär dominiert). Das sind vielfach Leute, die fest am Papste und der niederträchtigen, misogynen Politik der römischen Kurie hangen und den Frauen noch immer den Gebrauch empfängnisverhütender Mittel verwehren möchten. Ihre Ablehnung Zwentendorfs war natürlich nicht als Kampf gegen die Energie-Multis und die Umweltzerstörung motiviert, sondern in erster Linie gegen die sozialdemokratische Regierung gemünzt. Wie bekannt, hatten sich Kanzler Kreisky & Gewerkschaftsbund erst so nach und nach, mit einem tiefen Kniefall vor ihren sogenannten Sozialpartnern aus der Großindustrie, zu vehementen Befürwortern der Atomenergie gewandelt.

Das einzige Mittel, um diesen ganzen schwierigen Komplex aus Kapitalismuskritik, Sponti-Rebellion, Angst vor der Arbeitslosigkeit ... in den Griff zu kriegen, wäre, im Ästhetisch-Formalen, die Abstraktion – keine feuchten Kuh- & Kinderaugen, sondern eine intelligente Montage etwa – und das geduldige Trennen und minutiöse Auseinanderhalten der verschiedenen Strömungen im Intellektuellen. Grade das müßte eine wirklich kritische Zeitung für Frauen (und nicht nur für sie) heute leisten.

Heidi Pataki

Haute Culture

Da französische Modewellen nie die Qualität von Dauerwellen erreichen, bleibt der neue Monotheismus von jenseits des Rheins wohl nur eine krause Episode. Sein Geschäft mit dem Judentum zu machen, versucht Bernard-Henry Lévy, indem er sich eine neue „Überlebenskunst" zurechtfrisiert, fern aufklärerischer Rationalität, die es nach seiner Meinung nur zu KZs gebracht hat (Bernard-Henry Lévy, Le Testament de Dieu. Grasset, Paris 1979).

Eigentlich sollte uns der neue Kult nicht interessieren, zu banal sind die Argumente. Erstaunlich ist jedoch, wie überheblich mit dem Abflauen der Frauenbewegung mehr oder minder verhüllte „Patriarchen" nun offen ihre Tradition bekennen und sich auf die eigentlichen, die biblischen Stammväter berufen, um sich gegen für sie Weibliches zu wehren. Die neue Intellektuerei gibt sich so wichtig, als habe sie selber den Berg Sinai erklommen, um der gar nicht gespannten Umwelt das Testament Gottes zu verkünden. Seit etlicher Zeit ist jedoch bekannt, daß „die Herrlichkeit des Herrn vorbeiging".

Angesichts brutalster Glaubenskriege und innerhalb neuen Romantisierens alter Glaubensvorstellungen versucht Lévy, dem Judentum ganz besonderen Glanz zu verleihen, indem er es aus aktueller Marktgerechtigkeit zum Heilmittel gegen Faschismus erklärt.

Lévy hält sich dabei nicht für einen „wahren" Philosophen, die Rolle des falschen Propheten scheint ihm auch mehr zu liegen.

Wie nun sieht die neue Wahrheit aus? Im Grunde recht einfach: Auf der einen Seite gibt es das Gute, auf der anderen das Böse, auf der guten Seite also den (jüdischen) Monotheismus, den Vater, den Einzelnen, das Gesetz und den Geist, auf der bösen das Heilige, die Mutter, die Zeugung, die Masse, das Irrationale.

Im Anfang war der Staat, so sei ein neues Staatsdenken vonnöten; den Staat zu hassen oder ihn anzubeten, seien zwei Seiten derselben faschistischen Idolatrie. Anarchismus sei reine Verblendung, mythisch wie der Nationalsozialismus. So soll Ulrike Meinhof auch der Ansicht gewesen sein, 6 Millionen vergaster Juden hätten nicht ausgereicht, den jüdischen Weltimperialismus auszurotten. Der Naziideologie sei nichts ferner als die Idee des „totalitären Staates". Das ist nun hinreichend bekannt, aber was heißt es in lévyschen Zusammenhängen? Es heißt, daß Hitler keine Theorie des Staates hatte, sondern Rasse, Volk und Revolution predigte. Er wollte eine Gesellschaft ohne Staat, genau wie die Marxisten, die Anarchisten, Lenin. Alles eins. Alle diese Leute vertrauten nämlich auf die Volksmassen, die bekanntlich die beste Tötungsmaschine dieses Jahrhunderts darstellen. Aber hat Hitler sie erfunden? Nein, natürlich nicht. Das stammt alles von den Romantikern, deren Einfluß auf das Entstehen des Faschismus gar nicht überschätzt werden kann. Wagner etwa sei möglicherweise einer der Erfinder des „modernen antisemitischen Deliriums". Man denke an das „Germanentum". „Ja, Hitler war Romantiker. Ja, die Romantik ist immer nahe daran, in Faschismus umzuschlagen" (art Press international 28/ 1979, p. 5).

Der Hauptwiderspruch unserer Epoche sei also der von Heidentum und Monotheismus, der moderne Antisemitismus nicht christlichen sondern heidnischen Ursprungs; von Voltaire bis Wagner und darüber hinaus werfe man den Juden nicht nur vor, Juden zu sein, sondern ebenso nicht griechisch, germanisch oder arisch. Wobei der griechische Himmel mit seiner Vielgötterei natürlich höllisch gefährlich ist und dem Gesetz des Einzigen sehr abträglich. Allein der Monotheismus (Patriarchat) kann ein freies einsames Subjekt hervorbringen, der Polytheismus (Matriarchat), dem man Toleranz unterstellt, ist intolerant, rassistisch und mörderisch. Fazit: Der Nationalsozialismus war nicht montheistisch, d.h. patriarchalisch, also heidnisch, also ein Matriarchat. *Der jüdische Mann wurde vernichtet und die deutsche Frau verehrt.*

Die Plattheit der Darstellung erinnert an psychoanalytische Deutungsversuche, die Michael Siegert in „Judenmord – warum?" *(Neues Forum* 303 - 304/1979, p. 84 ff.) wieder aufnimmt. Die Legende von Hitlers Reaktion auf die Brustamputation, die der jüdische Arzt Eduard Bloch an Hitlers krebskranker Mutter vornahm, feiert fröhliche Urständ, wie Psychoanalyse neben ihrem sonstigen Versagen als Geschichtserzählerin besonders fatal ist: Hitler werde später als „Delegierter seiner Mutter" ausziehen und dem deutschen Mutterland durch Ausbuchtung seiner Landkarte wiedergeben, was der „Weltjude" dereinst vom Volkskörper abgetrennt habe. Den sonst so belesenen Analytikern scheint entgangen zu sein, daß Hitler in „Mein Kampf" nicht nur der Masse weibische Qualitäten zusprach sondern ebenso den Juden. Die These vom „Urvatermord" in Auschwitz hat höchst reißerisches Niveau, zumal, wie so oft, frech unterschlagen wird, daß ebenso Frauen umgebracht wurden, die üblicherweise noch auf ganz andere Art gequält werden als Männer, abgesehen davon, daß man qua Jude noch nicht unbedingt Patriarch sein muß.

Folgende Gleichungen sind borniert und dumm:
Faschismus = Antisemitismus = Urvatermord.
Judentum = Antifaschismus = Vaterliebe + Mutterhaß.

Man kann dem Antisemitismus nicht mit neuer Judenverherrlichung begegnen. Wenn auch faschistische Tendenzen unübersehbar sind, so scheinen sie sich doch am wenigsten in organisierter Judenverfolgung durchzusetzen, weder in Deutschland, noch in Frankreich.

Vielleicht sollte sich selbst ein Prophet wie Ber-

nard-Henry Lévy einmal die Frage stellen, ob die Gefahr nicht ganz woanders lauert, da nämlich, wo der von ihm viel gepriesene Staat, und der israelische nicht zuletzt, systematisch persönliche und bürgerliche Freiheiten abschafft. Oder sind andererseits Kriege und Expansionswut heilig, wenn sie nur guten Glaubens „ausbrechen"? Der Heiligenschein des Gesetzes und der Freiheit des einsamen (männlichen,versteht sich) Subjekts, das Lévy sehr schätzt im Gegensatz zur feigen, aber bedrohlichen Masse, leuchtet so hell längst nicht mehr. Außerdem wäre es für die pariser Haute Culture durchaus einmal angebracht, sich des drohenden Faschismus im eigenen Land zu vergewissern und nicht dauernd fasziniert auf den sog. Erbfeind zu starren, um dann schwärmerisch mit der magischen Zahl 1789 zu rechnen. Wieso gibt es eigentlich in Frankreich keine RAF, wenn doch dort das ganze Volk aus Widerstandskämpfern besteht?

Eine Frage, die schon Françoise d'Eaubonne gestellt hat, die ebenso wie Maria-Antonietta Macciocchi (zuletzt im Pasolini-Seminar in Vincennes) zu den raren Kritikern gehört, die sich nicht von konfusen, als kühle Theorie ausgegebenen Schwärmereien den Blick für die nahe Misere trüben lassen.

Der neue Konservativismus und Nationalismus macht offensichtlich auch vor etlichen französischen „Intellektuellen" nicht halt; bei der Haute Culture scheint man ihn bereits als bare Eintrittsmünze zu nehmen.

Deutsches verkauft sich gut in Frankreich. Als Glucksmann seine „Meisterdenker" konzipierte, handelte es sich dabei noch um die Tradition französischer Philosophen, aber deutsche, so sagte man ihm, seien beim derzeitigen Markt lukrativer.

Deutscher Faschismus wird bei aller Ernsthaftigkeit in Paris eine gewisse Klamottenhaftigkeit nicht los, fern jeder Greuel erfreut man sich seiner Operette. Im Kino wimmelt es von Filmen mit Nazi-Thema, etwa „Femme entre chien et loup", in denen die arische Frau zwischen 2 Männern steht, dem bösen Faschisten und dem guten Widerstandskämpfer. Ariane Mnouchkines verunglückter „Mephisto" (nach dem Roman von Klaus Mann) ist im Théatre du Soleil in der Cartoucherie in Vincennes anzuschauen, Holocaust auf den Brettern, die die Welt bedeuten, in der Familie Mann eine Art leicht linkslastige Götterdämmerung, Gute und Böse, eine 4 Stunden lange Weile, in der lesbische Szenen nicht fehlen dürfen, gut gemeint, gut gespielt und schlecht, wenn überhaupt, gedacht. Das Stück, anfangs als Film geplant, beruht auf reinen Sensationen, die der Nationalsozialismus für französische Theaterleute wohl so mit sich brachte. Besonders peinlich dabei die völlig überspielte Rolle von Gründgens alias Höfgen, die politisches Schmierenkomödiantentum ad absurdum führt.
Ansonsten scheinen mangels neuer Ideen Formen der Nachahmung keine Grenzen gesetzt, hinzu kommen noch unpassende Vergleiche, die rühmend in den Gazetten erwähnt werden. Minoren Schreibern wird von anderen minoren Schreibern, auch von sog. Koryphäen bestätigt, sie seien *wie:* wie Sokrates, wie Nietzsche, wie Kant usw., nie wahrscheinlich wie sie selber. Sie sind wie, auch wenn sie ganz anders sind und es sich nicht einmal um Epigonentum handelt, wie Pepita, das sich für großkariert hält. Es fällt eben niemandem etwas ein, so muß man aus nichts etwas machen und die Einfalt der Einfallslosigkeit kaschieren mit großen Namen. Ob diese Gleichsetzungsmanie Resultat der nun langjährigen Psychoanalyseverehrung und -verwässerung ist? Ob Bernard-Henry Lévy wie Moses ist?

Krampfhaft wird versucht, mit Plattitüden oder Überflüssigkeiten so lange im philosophischen Geschäft zu bleiben, bis die Kasse stimmt und der Name genügend Patina angesetzt hat. Dann kann man sich alles erlauben, wie Foucault etwa, der eine lächerliche Eloge über Khomeini im *Nouvel Observateur* schreibt, um später, als wäre sie nie erschienen, in *Le Monde* alles anders darzustellen.

Oder Derrida, der sein Publikum damit interessieren kann, daß er außer einer Darstellung seiner gleichmäßig gebräunten Person sich stundenlang über die Wichtigkeit von gl interviewen läßt.

Die Rückkehr des Existenzialismus ist bereits in Sicht.

Wie heißt es noch in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern? „Also in Paris, der alten Hochschule der Philosophie, *absit omen!* ..."
Absit omen.

Brigitte Classen

Misone und Mnemosyne: Verheerungen durch Kultur

Immer habe ich geglaubt, daß Mnemosyne, „Geliebte des Zeus und Mutter der neun Musen" eine Böse sei, bei dem Namen. Mnemosyne, Erynnien und Gorgone, Misone, discordia - Zwietracht.

Sie war nur eine Inspirierende, Gebärende, die anderen, die Rächenden. Auch Mißachten und Mißverstehen sind prominente Gestalten, und ich stehe da,

Figur in meinen Büchern
in eigner oder in fremder Korrespondenz
um meine Angst davor zu bannen.

Also Bilder, Empfindungen, tiefgreifendes Einverständnis zwischen den anderen und dir als kleinem Kind, das wäre für Misone „Kultur" gewesen; in deinen Träumen gehst du der nach, schöpfst du sie neu, bringst darin Harmonie.

Ich reiße meine Hände hoch, greinende Gorgone, und hole disparate Ideen aus der Luft, sie nach dem früher gern Nachgeahmten zurechtzubiegen.

Ein enger Graben klafft noch auf dem Pfad, statt meiner Wege zu gehen, verharre ich, lege ich mich darein, mache mich darin lang, komme wieder auf die Worte der Wunde, um neue zu erfinden.

Die Scham ablegen, die den schlecht sitzenden Panzer ihrer „Kultur" durchlöchert.

Allgemeines Aufatmen jener Bedeutungen, die in all unsren Sprachen übereinstimmen – warum beharrt dann Misone auf den kleinen Unstimmigkeiten? Und was war das für ein schäbiger Mythos des Liebestraumes, der die Züge annahm des großen Literaturkoryphäes? Er bedeutet: ich kann, ich auch, Frau aus nichts, Kultur erschaffen.
Aus unseren eigenen Bruchstücken.

* * *

Weigerung von Worten, mir zu sagen, was die anderen wußten: Zwietracht, discorde, nicht Streit, das bringt mich auf etwas, diese Göttin Eris – akademisch noch dazu. Und obendrein offiziell, die echte Gipsbüste für den Kamin.

Das war in der Deutschstunde, das alte Fräulein Nagel, die Elsässerin an unserer Schule, zwischen Deutsch, Französisch und ihrem Dialekt hin- und hergerissen und daher viel zu geplagt, um wirklich devot und böse zu sein. Vokabellisten, Übersetzungsfehler, weißt du noch, wie es war, Vers? Der *Junggeselle* – das war für uns *l'ami de jeunesse,* der *Jugendfreund* gewesen, vermutlich ein Objekt diffuser Sehnsüchte. Ich baue diese Schutzschichten ab, um zu erkennen, was unter dem Stein wimmelt. Und der Vater – des Deutschen unkundig –, strich das Wort Zeitrechnung, *chronologie* und schrieb *Ära, Ere, er, er* ist es nicht, die beiden Sprachen überschneiden sich halt irgendwo. *Er* hat ein gutes Sprachgefühl, das ist alles. Keine Nostalgie, finden wir uns damit ab, alles ist realisiert.

In meiner Mythologie sollen meine Worte Sinne ändern. Ich hatte sie vergessen, die ungerade Wette mit dem Zankapfel, etwas kam deren Kultur in die Quere, wir sind uns nicht mehr einig. Discordia, sagt Misone, ihre Übersetzungen sind annähernd, ich fühle mich darin nicht zu Hause. Kümmerlich, ihre Worte. Ich allein spüre den Sinn, den sie hätten haben sollen, um den üblichen zu radieren. Schokolade ist himmelblau.

Unterdessen „wurde im Spiegelsaal eine Prinzessin während eines Festmahls ermordet. Ist vielleicht der Mörder unter die weiße Tischdecke geschlichen? Wir durchqueren jetzt den Saal in seiner ganzen Länge". Schluß mit dir, du Kulturprinzessin! Das Unternehmen des Thronestürzens geht gut voran, darauf kommt es an. Ich vermute, daß es ihr schmeichelte, den gelehrten Namen Mnemosyne in den Mund zu nehmen, wie wichtig kam sie sich dabei vor! Die Mnemosyne in Person! Sie wird jemand! Ob es stimmt, daß der erste Satz des Korans von der Frau spricht? Nicht in den Übersetzungen, die ich vorfinde. Ich bin reingelegt, einmal mehr. Wieviel verlorene Zeit, in allen Himmelsrichtungen dem Sinn nachzurennen, sind Wörter doch keine Schlüssel, bei diesem anfänglichen Irrtum hat wahrscheinlich alles angefangen.

* * *

Pause. In den Louvre gehen, um, frei von jeglichem Druck, Ägypten wiederzusehen. Die Fischfangszenen entlang in all den Farben – diese Fische, die man unter den kleinen Wellen und zwischen Papyrusstauden schlängeln sah –, fand ich manche menschliche Dimensionen wieder, die mir im heutigen und im alten Ägypten zugewunken hatten bei all den riesigen Statuen, und schließlich sind die Häuser am Nilufer im Rhythmus seiner Fluten, von denen, die sie bewohnen, geformt, Gehäuse deren einzige Dächer Palmzweige und Laubwerk sind, und den ganzen Tag dreht die Sonne sich über den Köpfen und macht jeglichen Schaffensdrang zunichte.

Wir aber, von allem abgeschnitten, leben nicht höher als das Gehirn und begießen diese Stätten mit unseren Launen, um eine andere Sonne zu finden.

Wir kauen da Symmetrie, denn nicht viel täte Not, als eine intensive Suche nach der Zukunft, wie die damals, um die Kolosse mit den kleinen Frauen, die Frauen mit den kleinen Kolossen wiederzufinden.

* * *

Wollen Sie einen Text über sich, lieber Mann? Da ist er: ich graviere die Bewegungen, die ich in Richtung dieser Silhouetten mache, und bin sogar – Scham beiseite – voller Begierde, Ihnen zu zeigen, daß ich sie durchschaut habe. Wenigstens das.

Und dennoch:
Die schönen Bilder: das in Indien verehrte Schlangengottpaar,
Olymp und Zikkurâten
der Weltenbaum der Schamanen,
sie finden alle Resonanz in meinem schwachsinnigen Universum, diese „Weltachse, um die sich alles dreht", und in Büchern wird uns von dem großen Zeltmast der Lappländer erzählt, such doch in dir den Mast. Vergessene Palimpseste, Übersetzungsentwürfe, das fertige Buch ist zu schön, um konsultiert zu werden, unsere Gedächtnisse versagend, papieren oder nicht, Navajozeichnungen im Sand. Wir wollen, daß dieser Wind nicht mehr weht, daß sich alles versteinert an diesem unverrückbaren Ausgangspunkt, Kacke, die Vergessenheit eingräbt, ich stoße mich daran, Olymp, Gipfel des Anstoßes, gespenstischer Mast.

Seit ihren Anfängen in „Kultur" arbeitet Misone mit Verwechseln und Verweben von Personen, Gedanken, Ereignissen, Orten, Personen, und selbst der Übergang von Wachen zu Schlafen wird zum ständigen Schmerz. Serge, der Sohn, oder ist es der frühere Bruder, RW, kauert in der Stadt Nanterre zwischen den Hochhäusern, und versucht, über eine Pfütze gebeugt, herauszufinden, durch welche dunklen Abgründe die tropfenweise abfließt. Taucht aus diesem Vertauschen von Personen eine Wahrheit auf? Sich ungestraft in diese Vertauschungen werfen können, sie herausfordern, ein Kinderspiel, vorsätzliche Verwechslungen am Telefon, es gilt, diese bei anderen zu zweit entstehende Welt zu entzweien.

Bis dahin aber verzerren sich die Worte, auch schwarz auf weiß gelesen: Ophtalmologe, Ophtalmolüge. Der Gerichtsarzt soll aufhören, Sand in die Augen zu streuen, wenn ich Ulrikes Tod übersetze. Wahrer als die Wahrheit, diese Verwechselung.

Kultur im Traume, Traum in Kultur, Beruhigung, Friede trotz der Nacht: im unbekannten Hellas, mir dennoch vertraut wie das Wort „Kultur", habe ich mit Isaak diskutiert, wir gingen an einem Wasserfall abwärts, unter Laubwerk, Evokation des blauen Himmels – als alles versinkt unter dem Stiefel eines Geschlechts.

Müssen wir diese Bündel von Identifikationen jetzt wieder rückgängig machen, jetzt wo deine Kultur als überholt abgetan ist, wo wir, Misone und ich, Zwietracht und Gedächtnis, weder Eris noch Mnemosyne sind, jetzt muß man das alles wieder rückgängig machen, denn es ist falsch, vermauert den Weg, verstärkt Phantasmen.

* * *

Als Misone in die zweite Klasse der Hattemer Schule ging, verbot eine moralische Mutter ihrer kleinen Tochter, in den gebrauchten Büchern in den Schaukästen der rue de Penthièvre zu kramen, aus Angst man könne höchst obszöne Beschreibungen dazwischengeschmuggelt haben. (Das war anscheinend vorgekommen.)

Das also ist „Kultur". Ich aber hatte Berührung mit Büchern. In den Anlagen der Champs-Elysées fanden wir herausgerissene Buchseiten, die in Bü-

scheln weggeflogen waren. Wir wußten nicht, wo wir anfangen sollten. Sie beschrieben langsame Entjungferungen oder erzählten die Geschichte der kleinen Arbeiterin, die der Abgeordnete ins Séparé eingeladen hatte. Als er einen Augenblick hinaus ging, entdeckte sie unter Kissen ein Album mit unzüchtigen Fotos.

So will plötzlich Misone, daß alles, was sie schreibt, genußerregend wirkt, einzige greifbare Wirklichkeit, dieser Zusammenstoß des literarisch Phantastischen und des tödlichen Hungers von Sinnen, die sich mit dem Realen nicht abspeisen lassen können.
Warum hatte wir kein Recht zum orgiastischen Lesen? Hätte die „Kultur" das nicht ausgehalten? Daher haben seitdem die Kinder jene Grenze, die Liebe vom Genuß trennt, nur noch wie Abwesende überschreiten können. Misone ist zwischen beiden stecken geblieben, da steht sie nun, da haben sie sie gewollt.

Sie haben sie vom Zauber abgeschnitten, verstehen wir darunter auch von Verzückung, von ihren Wurzeln, ihren Sorgen, ihren winzigen Konkretionen. Sie liegt auf dem Boden

zerstückelt
amputiert
verkrüppelt

und erst nach Jahrzehnten dringen allmählich ein Profil, dann eine Silhouette in ihr Bewußtsein. Rettungsring. Narziss.

Mythische Vornamen wie dieser, vom Vergessen aufgespart, verweisen auf tiefgehende und verführerische Übereinstimmungen mit dem kollektiven „Gut". Wieviel besser wäre es, wenn Misone nicht die geringste Ahnung von „Kultur" hätte, viel besser auch, vom Bestehenden abzuweichen. Statt dessen vergraben sich Misone und ihr Narziss in einer so konformen und komplexen Schatzkammer, daß ihnen selbst die Lust abzuweichen vergeht.

Ich lehne den Halt des Komplexes ab, der sich „Kultur" nennt. Sei draufgängerisch, Misone, weise Mnemosyne, Eris und ihre Zwietracht von dir, entziehe ihnen das Blut deiner Obsessionen und Phantasmen.

Marie-Simone Rollin

Interview der Schwarzen Botin mit Maija Tabaka

Maija Tabaka, 1939 in Lettland geboren, lebt in Riga und ist freischaffende Malerin. 1977 verbrachte sie einen einjährigen Studienaufenthalt im Künstlerhaus Bethanien in Berlin. Im April 1979 zeigte sie 35 ihrer Bilder aus der Zeit von 1962 bis 1978 in den Ausstellungsräumen in Bethanien. Das nachfolgende Interview entstand kurz nach der Ausstellungseröffnung Ende März.

SB: Als wir deine Bilder am Samstag angeschaut haben, ist uns besonders die Farbigkeit aufgefallen, das ist erstaunlich, so leuchtende Farben zu sehen, lachsrot, grelle Grüntöne, das sieht man nicht oft.

M.T.: Ja, die Farben sind leuchtend, das mag ich sehr, das ist meine starke Seite. Ich sehe da eine Ähnlichkeit zu Sarah Schumann, sie besteht in der Farbenplastik, das ist so ein Gefühl, das nicht nur Farben begreift. Man kann zeichnen mit Farben und malen mit Farben, das ist das Ziel der Farbenplastik, nicht nur mit Farben zu malen, sondern durch die Farbe eine höhere Stufe der Plastizität zu erreichen. So zu arbeiten, ist ein Genuß. Z.B. die Bilder von Leonardo oder Caravaggio sind plastisch durch die Farbe. Dieses Plastische in der Malerei und die Liebe zur Farbe, das sehe ich hier nur bei Sarah.

S.B.: Hattest du Probleme mit den Leuten, was sagt man in Lettland zu deinen Bildern?

M.T.: Ja, es ist so, jetzt gibt es einen Kampf bei uns, das ist ähnlich wie in Deutschland. Sie sagen, die Malerei ist schon alt, es hat keinen Sinn, sich noch mit der Malerei zu beschäftigen, man muß Antimalerei machen. Damit ist offensichtlich gemeint, daß man durch das Zeichnen mit Farben das Ziel, die plastische Malerei zu vernichten, zu erreichen hofft. Aber das geht natürlich nicht, weil die Farben – das ist ebenso wie mit der Musik, mit den Tö-

nen – in all den verschiedenen Perioden der Malerei und der Musik gibt es immer wieder Rückgriffe auf vorangegangene Perioden. Zwar mit einer neuen Auffassung und einer anderen Motivation, aber man bedient sich eben klassischer Mittel. Die Kunst und die künstlerische Technik entwickeln sich ständig, aber für mich, bei mir ist es so, Farben genieße ich, ich kann es nicht anders erklären. Die Farben geben mir eine Möglichkeit.

S.B.: Die Farben entsprechen ja aber überhaupt nicht der alltäglichen Wahrnehmung, es gibt eine ziemliche Distanz zwischen den abgebildeten Personen, die sehr realistisch sind, und den sie umgebenden Farbigkeiten.

M.T.: Das ist ein Problem, für das ich mich sehr interessiere, das ist primär die Farbe. Das Gefühl für die Farben scheint in Deutschland ganz verschwunden zu sein. Es gibt keine mehr, die sind verloren gegangen. Wenn man die Jahrzehnte der Malerei betrachtet, dann findet man gut gemalte Bilder, aber mit immer weniger Farben. Die Mode wechselt, aber etwa 30 % Schönheit bleibt vielleicht in jedem Bild. Ich habe das überprüft, in meinem Leben und an meiner Kunst im Laufe von etwa 20 Jahren, bei meinen Bildern waren die, welche Eindrücke der Moden hatten, verkauft und geblieben sind nämlich die, wo es keine Moden gibt.

S.B.: Aber die Farbe ist ja nicht einfach zur Buntheit da, das ist diese einerseits fast fotografisch getreue Wiedergabe eines Gesichtes oder einer Person, z.B. auch bei T. Bēma, und andererseits wird dann die Farbe auch ein Mittel der Dekomposition, die Dinge werden wie aufgeweicht ein wenig zersetzt, aber die Person bleibt von der Auflösung, auch der Farben, ganz unberührt, ganz sie selbst. Sie repräsentiert sich, ihre Eigenart, ihre Schönheit auch.

M.T.: Ja, ich denke, daß man Spannungen und Bewegungen auch in einer bestimmten Unberührbarkeit findet. Ich bin der Meinung, daß eine technische Perfektion sehr wichtig ist in der Kunst, daß man seine Absicht nur durch die Beherrschung seiner Technik umsetzen kann. Am Ende sind die Bilder sichtbar und vielleicht faßbar und tastbar. Das ist auch ein Material natürlich, aber ohne die Beherrschung der Technik geht die Kunst kaputt, keine Spannung und keine Stimmung.

S.B.: Das ist mir – besonders bei den neueren Bildern – aufgefallen, daß du fast so ein Flachrelief herstellst beim Malen.

M.T.: Ja, ich wende ein Prinzip an, das mir erlaubt, durch verschiedene Schichtungen so etwas wie „Durchsichtigkeit" zu erzielen. Dabei sollen alle Farben unbedingt klar und leuchtend sein.

S.B.: Du benutzt aber nur Farben, oder arbeitest Du auch mit anderen Materialien?

M.T.: Ich habe das mal versucht, habe das aber alles gelassen. Ich wollte das alles malen, Menschen, Stoffe, Holz u.s.w., alles aus Farben, einfach so, wie ich arbeite. Für mich ist das eine magische Realität.

S.B.: Malst du an mehreren Bildern zugleich oder immer nur an einem?

M.T.: Wenn ich male, immer nur an einem Bild, ich beziehe mich ganz darauf, was anderes macht mich konfus, ich muß mich konzentrieren. Ich habe auch das versucht, aber nie Erfolg gehabt damit.

S.B.: Und welche Bedeutung hat für dich der Hintergrund oder der Raum, in dem die Personen sich befinden?

M.T.: Der Hintergrund ist wie die Phantasie, die Personen in meiner Vorstellung, das hängt sehr eng mit den Farben zusammen, ich arbeite wenig mit linearen Perspektiven.

S.B.: Du erzielst durch die Farben Weiten und Tiefen.

M.T.: Ja, durch die Farben, das hast du richtig erkannt, durch die Farben gibt es Räume.

S.B.: Wie ist das mit dem Licht?

M.T.: Ich versuche es zu erklären. Als ich zu malen anfing, verehrte ich Cézanne. Was ich damals malte, habe ich aus diesem Farbgefühl heraus entwickelt, weiß du. Es gibt, obgleich man weder Schatten noch Licht malt, eine Helle und eine Düsterheit. Meine früheren Portraits und Stilleben sind solche Versuche, nur mit Farben Konturen, Volumen oder Räumlichkeit zu erzeugen. Und jetzt ist es viel weiter gegangen und ganz das Gegenteil, ich mache Versuche mit Licht und Schatten, jetzt verehre ich Caravaggio. Aber die Kunstkritiker sagen, mein Fehler sei meine starke Seite.

S.B.: Was für ein Fehler?

M.T.: Licht und Schatten zu malen, ist nicht gelungen, jetzt gibt es so ein düsteres Leuchten oder so etwas. Aus dem Fehler ist eine unreal gemalte Situation entstanden.

S.B.: Du wolltest also eigentlich etwas Anderes?

M.T.: Schon. Trotzdem ist es ja meine eigene Realität. Die Absicht war etwas anders, plötzlich kommt das, und ich bin nicht zufrieden. Also, ich hatte ein Ziel und sehe, es geht nicht. Wenn ich es dann versuche und das Bild ist fertig, und ich bin zufrieden, plötzlich sehe ich, wieder dasselbe, wieder etwas Fliegendes, ich kann nicht herauskommen. Irgendwie bin ich auch noch da drin, ich meine in der Cézannschen Farbentheorie, natürlich nicht so wie er malte, meine Plattform ist schon eine Weiterentwicklung, die zweite oder dritte Stufe.

S.B.: Wie ist das mit das mit den Lichtverhältnissen in Lettland, oder in Riga, sind sie sehr verschieden von denen hier?

M.T.: Ja, ziemlich. Das Licht bei uns ist immer so naß. Die Kristalle des Meeres in der Luft geben eine ganz farbige Feuchtigkeit, es ist alles leuchtender. Die Wasserkristalle in der Luft spiegeln und blenden. Die Moskauer sagen dasselbe, keine Helle dort, wie hier. Z.B. das Land bei uns ist immer grünlich, wenn Du meine Bilder erinnerst, da ist viel Grün drin, ob man das nun so oder so findet, das ist meine Realität.

S.B.: Aber du hast ja auch in Berlin gemalt, war das denn anders?

M.T.: Während dieses Jahres hier in Berlin als ich in Bethanien wohnte und im Frühlings abends spazierenging, das ist ganz anders, etwas lag in der Luft, etwas Schweres, Trübendes, ganz verschieden von uns. Bei uns gehst du durch die Luft, es scheint Sonne, es ist warm, aber immer auch zugleich ein wenig Kälte, ja. Der Wind kommt feucht vom Meer, immer gibt es etwas Frisches. Hier ist es auch oft feucht, aber dumpf. Auch die Leute, die die Bilder betrachten, sind hier anders als in Riga. Da gibt es ganz unterschiedliche Reaktionen.

S.B.: Kannst du das genauer beschreiben?

M.T.: Ich versuche. Es ist so, weißt du, die Leute hier betrachten die Bilder einfach nicht. Sie haben nie sowas gesehen und verstehen das auch nicht. Sie haben viele, viele andere Vorstellungen, wie Kunst aussehen muß. Deshalb sind sie auch ein wenig negativ eingestellt, fand ich. In Riga war das zuerst dasselbe, aber nur die erste Reaktion, es gibt einfach mehrere Reaktionsstufen. Später kamen die Leute wieder, haben ein bißchen neugieriger hingesehen, jetzt warten sie auf jedes neue Bild. Wenn ich in Riga eine Ausstellung mache, ist es voll, tausende Leute. Das Volk ist viel lebendiger, es ist auch Kunstliebhaber. Es war z.B. hier in der Elefanten-Galerie (Elefanten Press) eine Ausstellung. Dort waren viel mehr Leute als hier, die interessieren sich vielleicht mehr für berlinische Kunst, sie kennen die Künstler, das ist ihre eigene Kunst.

S.B.: Du fühlst dich fremd?

M.T.: Vielleicht bin ich ein bißchen fremd hier, ja, vielleicht kommen aber auch mehr Leute am Ende der Ausstellung.

S.B.: Die Räume hier liegen etwas außerhalb des Zentrums. Hinzu kommt das Problem, das die Linke offensichtlich immer noch mit der Kunst hat, und das andere Problem, das die Ausstellungsbesucher mit der Linken haben. Wie ist das eigentlich in der UdSSR heute? Gibt es da so etwas wie eine Ablehnung gegenüber einer „unpolitischen" Ästhetik?

M.T.: Nein, das ist nicht der Fall. Es ist so, die Leute sind gespannt. Das ist einer der wenigen Genüsse. Hier gibt es zu viel Subkultur, die Leute sind unentwickelt und sie scheinen zufrieden damit. Bei uns gibt es keinerlei Subkultur, ein bißchen was zum Tanzen, aber sonst nichts. Die Leute gehen einfach da hin, wo es etwas zu sehen gibt, ins Kino, ins Museum, ins Theater. Kunst ist viel besucht.

S.B.: Die Leute gehen also sonntags ins Museum oder in die Ausstellungen?

M.T.: Ja, ich habe das beobachtet. Viele Leute gehen, um sich Kunst anzusehen. Früher war das nicht so, erst Anfang der 70er Jahre wurden es so viele, und sie beteiligen sich, sie reden richtig rein, manchmal stört das ein wenig. Jeder schimpft oder lobt, sie sind erregt, es ist viel Klatsch da, aber trotzdem, ich finde es positiv.

S.B.: Du erinnerst dich doch an die Frauen-Kunstaustellung in Berlin ...

M.T.: O ja, das war eine sehr schöne Ausstellung.

S.B.: Da gab es doch diese Auseinandersetzung ...

M.T.: Ja, ja ich weiß, man wollte das Tafelbild abschaffen ...

S.B.: ... und überall verkündete die Kritikerinnenfraktion, auch in Frankfurt, daß sowohl dem „feministischen Realismus", als auch dem „feministischen Dilettantismus" die öffentliche Wand freigemacht werden müsse.

M.T.: Das war so ein Quatsch, er sollte politisch sein, ich finde ihn spießbürgerlich. Ich erinnere mich ganz genau. Ich lehne diese Standpunkte ab, sie sind aus den 60er Jahren, damals waren sie genau so falsch. Und sie erinnern

mich auch an ähnliche Standpunkte, die bei uns von Männern vertreten wurden. Ich war ja auch ausgeschlossen aus der Akademie der Künste.

S.B.: Weshalb?

M.T.: Einfach so, man fand mich unbegabt. Ja ja, und damals hatte ich dieses Bild gemalt, das Selbstportrait, und jetzt will es die Tretjakov-Galerie kaufen, das ist für mich paradox. Damals waren alle mit der fauvistischen Richtung beschäftigt, denn im Jahre 58 in der Tretjakov-Galerie und im weißen Schloß waren zum ersten Mal die französischen Sammlungen der 20er Jahre, des Impressionismus, gezeigt worden, ganz plötzlich. Alle Leute stürzten dorthin, ich auch. Aber ich malte meine Bilder, und sie sagten, das sei einfach nichts, verstehst du, das ist unbegabt.

S.B.: Was hast du gemacht?

M.T.: Ich lebte so, malte weiter, hatte verschiedene Berufe, war auch Archäologin und Krankenschwester auch. Nach vier Jahren kam ich wieder zur Akademie der Künste. Ich hatte schon ein paar Ausstellungen, und die Bilder gefielen den Leuten in Moskau, dann bekam ich die besten Möglichkeiten. Dieses Bild dort, das des Ateliers, das ist meine Diplomarbeit von 1969.

S.B.: Irgendwas fehlt noch ...

M.T.: Ich habe auch das Gefühl ... wir haben schon viel gesprochen über Farben ... ja, das Problem des Feminismus ...

S.B.: Das ist vergessen worden.

M.T.: Bei uns ist das schon alt, auf unsere Weise. Anfang der Revolution schon waren die Frauen sehr weit. Die haben damals kurz gesiegt, trotzdem ist damit nichts zu Ende, man muß immer weiter suchen und immer weiter aufpassen, das ist die Kraft der Frauen. Bei uns gibt es sehr viele Frauen in den Leitungen, z.B. in der Kunst, sogar in den Parteiorganen, viele. Es scheinen die Frauen gesiegt zu haben und den Männern gleich zu sein, manchmal sogar ein wenig voraus, aber das ist noch nicht alles ... die besten Künstler bei uns sind die Frauen, das ist ein Phänomen.

S.B.: Aber das ist doch kein Problem für dich?

M.T.: Für mich nicht, ich mache das ja nicht, daß die Frauen so viele sind in der Kunst.

S.B.: Ist es denn überhaupt so, daß den Frauen der Zugang zu künstlerischen Bereichen leicht zugänglich ist?

M.T.: Nein, es ist ein bißchen schwierig für eine Frau, Künstlerin zu werden auch zu sein, wegen der Familie. Man müßte alleine bleiben, denn die Kunst braucht viel Energie. Aber für mich, ich bin in einer Ausnahmesituation, ich habe einen Mann und einen Sohn, die lieben mich und helfen mir. Der Sohn ist von der ersten Ehe und will auch Künstler werden, wir sind alle drei Freunde. Die Leute sagen, das ist Zufall, eine so günstige Beziehung.

S.B.: Hier ist die Kunst von Männer okkupiert.

M.T.: Ist das wirklich so hier?

S.B.: Ja, allerdings in dem Sinne, daß da, wo mit der Kunst Geld verdient wird, ein arrivierter Mann zum Vorschein kommt, also es gibt keinen weiblichen Beuys, was auch ein Glück ist andererseits.

M.T. Meinst du, die weibliche Kunst wird nicht gekauft hier?

S.B.: Jedenfalls stehen die Verkäufe in keinem Verhältnis einmal zur existenziellen Absicherung der Künstlerinnen, schon gar nicht zu den Verkäufen von Männern produzierter Kunst. Das ist ein Skandal, das Kunstgeschäft verlangt von dir die Psyche eines IOS-Managers. Ich will das mal so erklären, ich weiß das gut von Sarah. Sie z.B. malt, und du weißt selbst genau, daß das Arbeit ist. Wenn das Bild dann fertig ist, und schon während des Arbeitens, wovon leben, wovon Miete bezahlen, man braucht Material, wovon ein neues Bild beginnen? Die eigentliche Arbeit ist eben nicht das Malen, hier ist das so, als würde man ein Hobby haben, man muß mit tausend Beziehungen jonglieren, den Leuten um den Bart gehen, alle wollen sie dich anders, als du bist, sehen. Aber alles was du auch tust, ist keineswegs erfolgsträchtig, wer das nicht so gut einfädelt, sich nicht sofort an jeden wichtigen Mann schlau heranmacht, der ist gestraft, weil er nur beim Malen arbeiten mag.

M.T.: Bei uns ist das anders. Wenn ich einen Auftrag habe, male ich ein Bild, und wenn ich fertig bin damit, dann bin ich erst mal frei ökonomisch.

S.B.: Du bekommst Aufträge.

M.T.: Ja.

S.B.: Kannst Du etwas ausführlicher darüber sprechen?

M.T.: Die Sache ist so. Ich bin Mitglied im lettischen Kunstverein. Das bedeutet z. B. auch, daß ich ab 60 Jahren eine Rente bekomme. Außerdem bekomme ich als Mitglied verschiedene Aufträge. Es funktioniert so, daß eine große Ausstellung organisiert wird, dafür haben wir einen Kunstfonds. Dafür können wir 10 oder 15 Bilder in Auftrag geben. Es gibt eine Jury, die nach den Entwürfen entscheidet, und wenn ich einen Auftrag bekomme, muß das Bild bis zur Ausstellung fertig sein. Ein weiterer Weg ist, Kataloge zu machen oder Illustrationen, alles ist sehr gut bezahlt.

S.B.: Diese Aufträge vermittelt alle der Kunstverein?

M.T.: Ja. Wenn ich ein Bild verkaufe, kann ich gut vier Monate davon leben, wenn ich will auch drei oder zwei, das Geld ist schnell weg.

S.B.: Es ist also so, daß es immerhin relativ gesicherte Möglichkeiten gibt, Geld zu verdienen?

M.T.: Na, ja, die Konkurrenz ist schon sehr groß, wir haben 700 Mitglieder im Verein, und die Jury sucht aus. Natürlich wollen nie alle gleichzeitig, auch sind nicht alle gleich gut.

S.B.: Spielt die Mode eine Rolle, ich meine, hat sie einen Einfluß auf die Vergabe der Aufträge?

M.T.: Schon. Es ist auch ein Generationskonflikt, viele alte Maler. Und z.B. die Richtungen, die hier abstrakt heißen, nennt man bei uns dekorative Malerei, etwas zum Gebrauch, es ist utilitarisiert als Schmuck in Cafés u.s.w. Viele Künstler bei uns gestalten Teppiche und Wände. In Riga war eine Ausstellung von Edith Wigner, es war voll, zwei- bis dreitausend Leute pro Tag, auch mit Bussen vom Land. Das ist ein Phänomen, alle Künste werden im Augenblick bei uns vom Volk verlangt.

S.B.: Und wer kauft die Kunst?

M.T.: Das Kulturministerium einerseits und dann der Kunstverein mit dem Kunstfonds. Im Kunstverein werden die Bilder gesammelt, und wir machen mit ihnen Ausstellungen. Ich bin auch Mitglied der Einkaufskommission des Kunstfonds, deshalb kenne ich das Einkaufssystem sehr genau. Wenn wir einkaufen, werden Vorschläge gemacht für bestimmte Bilder und dann abgestimmt. Zwischen dem Kulturministerum und dem Kunstfonds gibt es Konkurrenz, jeder möchte die besten Bilder kaufen, aber sie haben mehr Geld.

S.B.: Mir ist aber immer noch ein wenig unklar, welche Qualitätsmerkmale verpflichtet werden. Hier z.B., und ich spreche mal von Künstlerinnen, da spielt das für die Sicherung der Existenz überhaupt keine Rolle, ob sie gut sind oder nicht, eher hat die Mittelmäßigkeit noch Aussicht auf Erfolg, die guten Künstlerinnen arbeiten also, und dafür gibt es kein Interesse der Öffentlichkeit und keinen Markt.

M.T.: Ja, weißt du, da gibt es schon einen großen Unterschied zu uns, ich werde antworten. Es ist so, bei uns ist das Wichtigste die Ausstellung und durch die Gremien zu kommen. Die guten Arbeiten kommen durch, und dann ist jede Ausstellung zugleich Garantie für den Verkauf. Aber unser Kunstfond macht nicht nur ... ich kann es nicht erklären ... einen Augenblick ... also, der Kunstfond garantiert auch mit Hilfsaktionen für jeden Künstler, weil wir wollen, daß jeder Künstler auch leben kann, also ein Einkommen hat.

S.B.: Also, das bedeutet, daß auch weniger gute Künstler toleriert und unterstützt werden?

M.T.: Ja, das versuchen wir. Es gibt sehr schlechte Künstler, diese Bilder kann man nicht kaufen, verstehst du? Also machen wir einen Kompromiß, auch geben wir alten Künstlern, die nicht mehr arbeiten und wenig Geld haben, Unterstützungen. Also, wir kaufen also auch statt eines guten Bildes eben auch mal ein schlechteres, weil der gute Künstler keinen Mangel leiden muß, es ist aber immer schwierig, also ich und die Leute in der Kommission, wir versuchen das ehrlich zu machen. Insgesamt gibt es einen guten Kontakt zwischen den Künstlern und dem Kunstverein, deshalb weiß man auch, wie es steht, man redet miteinander und befragt einander.

S.B.: Gibt es auch Privateinkäufe?

M.T.: Ja, aber meist kleinere Sachen, meine sind z.B. zu groß, naja, da muß dann die Couch raus, das geht nicht.

S.B.: Dieses Modell bei euch ist also doch sehr viel anders als das holländische.

M.T.: Sicher, erst haben wir das auch versucht, das ging aber nicht. Künstler können eben nicht regelmäßig arbeiten und produzieren, auch nicht wenn ein Einkommen dafür da ist. Man muß sich gut befinden, mal kann man einen Monat überhaupt nichts tun, dann wieder jeden Tag.

S.B.: Wie ist das mit den Kontakten zu anderen Ländern?

M.T.: Jetzt machen wir einen Austausch, die Bilder gehen jetzt in die sozialistischen Länder, danach nach Japan. Zu Japan gibt es sehr enge Kontakte. Eine japanische Handelsorganisation macht Einkäufe bei uns mit großer Regelmäßigkeit, sie kaufen furchtbar viel. Aber wir sind auch unzufrieden mit dieser Organisation. Sie verlangen einfach nur Stilleben, Landschaften oder Fische, sie haben einen sehr spießbürgerlichen Geschmack.

S.B.: Da verkauft ihr dann die vorhin erwähnten Sachen?

M.T.: Naja, sie verlangen eben nicht die besten Sachen, kaufen viel und außerdem machen sie viele Ausstellungen von unseren guten Leuten, da wird dann auch etwas verkauft. Das ist Japan. Ich z.B. habe mit Mexikanern in Mexiko-City gute Kontakte; da ist etwas in Vorbereitung, auch eine Ausstellung in Belgien und später in Schweden. Nach Polen haben unsere Plakatisten und Graphiker, auch die dekorativen Künstler sehr gute Kontakte, auch Beziehungen zu Italien gibt es.

S.B.: Beteiligt ihr euch auch an den großen Kunstausstellungen in Europa, z.B. in Venedig?

M.T.: Nein, aber wir entwickeln jetzt aus Lettland die Kontakte, die Zeit kommt, und es geht weiter.

S.B.: Jetzt haben wir aber fast alles gesagt, was meinst du.

M.T.: Na, ich denke schon, das war ja eine Menge, hören wir auf. Ich denke daß es einige nützliche Hinweise für die Künstler gibt, für mich ist das auch informativ gewesen.

* * *

GRAZIEN

der phänotyp der grazerin ist nicht die grazelle. an der grazelle gemessen, müßten alle graz-sien in prae,- und post,- nubilem alter entweder vorm ‚bazaar' in der sporgasse oder vor ‚jaja' in der hans sachsgasse schlange stehen.

dieses ist nicht der fall, so tricolor-gonom auch die auslagen in der sporgasse, unter coiffeurweltmeister mayer leuchten, so fioruccibunt die auslagen in der hans sachsgasse, an der wende zum tummelplatz, anzusehen sind. der phänotyp der grazerin ist nicht die grazelle. warum nicht? darum nicht, weil er das purästhetische bandmaß scheut und sich stattdessen unter die unfreiwillige fremd,- gleich freiwillige selbstzensur beugt.

die auflagenhöhe der graz-sie? vermutlich die hälfte der bevölkerung, vermutlich durch die altersscheide diminuiert, einige zigtausend. darunter wieder einige tausend, die als disco,- narzissen,- kameradschaftsbundköniginnen oder missen in die nähere wahl kommen, auf die sie im dirndl oder bürgerkleid gut vorbereitet sind.

hier wie überall waltet das letzte kriterium der dezenz. vorzugsfarben, unter mißachtung des regenbogens am himmel, der frühlingspracht des stadtparkes mit dem weithinleuchtenden forum, der malerpalette, die misch- oder nichtfarben beige & braun. vorzugsformen unter mißachtung der extremen windgebauschten weite und der wasserfeuchten enge das hemdblusenkleid oder klassische kostüm. dazu hosen. hosen ja, aber weder in lack noch in leder oder vinyl. schade.

es gibt schöne frauen in graz. die schönsten frauen in graz tragen schöne schuhe. der fuß ist das einzige, was auf grazer gehsteigen luxuriert. hochglanzpolierte, wildledergerauhte, goldflitterbesäte schmale créationen meist italienischer chaussuriers (die letzteren gesehen allerdings nur im schaufenster von „spitz") finden hier – entgegen einer allgemein eher modemürrischen tendenz, reißend absatz. das kompliment lege ich der graz-sie neidlos zu füßen, sie versteht sich auf die kunst, sich zu beschuhen. eine beschauliche kunst. ‚zeigt her eure füße, zeigt her eure schuh, und haltet die fersenkreuzbänder zu.'

der phänotyp der berlinerin ist nicht die bärin. sondern die bärin hat sich ihren kopfpelz soeben von coiffeur jason in der leibnizstraße geometrisch oder wenigstens asymmetrisch striegeln lassen. jasons kämme und bürsten haben nun einmal diesen einen, eingeborenen hang zu geometrie & asymmetrie. da steht sie nun, den schopf rot oder blau oder gelb oder violettgesträhnt, und überquert die straße. mado the lover schaut ihr dabei über die schulter. ‚ach, er hat ihr ja nur über die schulter geschaut' ... oder sie geht richtung ku-damm und überquert bewußt die fahrbahn.

der phänotyp der berlinerin ist nicht die bärin. zugegeben, sie steht, – nicht immer charly jourdan oder maud frizonbeschuht, – was ihre pumps oder sandaletten betrifft, hinter der grazsie zurück, bewegt sich aber sonst ganz im zeichen der modezarinnen claudia skoda & hella utesch. es ist spreebekannt, daß die eine die steppe der maschen,- und die andere die tundra der leder-assemblagen beherrscht.

claudia skodas modelle glitzern an der havel in hudsonriverfarben. silber,- und rotgoldfäden reflektieren schmeichelnd mond,- und sonnenlicht, hella uteschs hosen und mäntel schimmern: straß und perlenbesatz irritieren die mit lederstreifen von hand zusammengefügten tierhäute nicht. claudias modelle kommen in verschiedenen garnstärken und in verschiedenen fadenrichtungen vor: einmal kashmir gegen angora, einmal längs gegen breit. es gibt zweiteiler und einteiler darunter. das neueste vielleicht: der schwingende rock über dem badeanzug.

als accessoire hält das neusachliche art déco – dreieckstuch in glanzfarben mit quasten her, in sich selbst und nicht nur, wenn es von avantgardistinnen als bodysuit getragen wird, ein prachtstück.

für hellas modelle ist die gorillahaft ausstaffierte schulterpartie typisch, sowie tüllenförmig zugespitzte taschen, dazu gürtel, die sich schlängeln, mal mehr, mal weniger als handtellerbreit.

claudias modelle haben in der schaubühne, noch am halleschen ufer, inzwischen das zimmer,- in der modehandlung horn am kudamm auch das straßentheater für sich eingenommen. hellas modelle spielen hautnahe hauptrollen im film von ulrike ottinger & tabea blumenschein: ‚madame x' (auch in graz zu sehen gewesen im steirischen herbst des vorjahres). *wann* nehmen sie, *wie* die graz-elle für sich ein?

Ginka Steinwachs

Meret Oppenheim wurde mit dem Kunstpreis der Stadt Basel 1974 ausgezeichnet. Anlässlich der Übergabefeier am 16. Januar 1975 verdankte sie den Preis mit der folgenden Ansprache

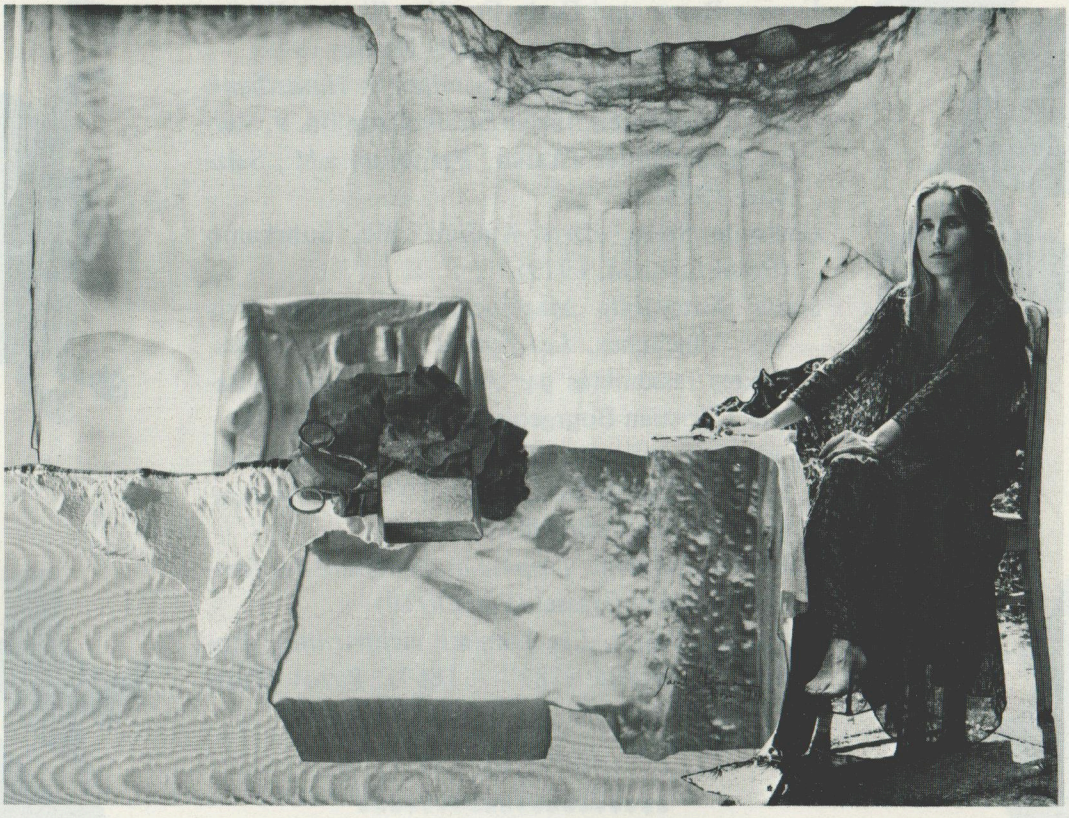
Sehr verehrte Anwesende!
Ich möchte der Stadt Basel meinen Dank aussprechen, dass sie mir ihren Kunstpreis gegeben hat. Ich danke denen, die mich für den Preis vorgeschlagen haben, und denen, die damit einverstanden waren. Eine solche Anerkennung freut einen, das ist klar. Es ist auch ein kleines Pflaster auf manchen Stoss und Schlag, den man im Laufe des Lebens hinnehmen musste.
Es ist nicht leicht, ein junger Künstler zu sein. Wenn einer in der Art eines anerkannten Meisters arbeitet, eines alten oder eines zeitgenössischen, dann kann er bald zu Erfolg kommen. Wenn einer aber eine eigene, neue Sprache spricht, die noch niemand versteht, dann muss er manchmal lange warten, bis er ein Echo vernimmt.
Noch schwieriger ist es, immer noch, für einen weiblichen Künstler.
Es fängt bei scheinbar Äusserlichem an. Bei den Künstlern ist man es gewöhnt, dass sie ein Leben führen, wie es ihnen passt — und die Bürger drücken ein Auge zu. Wenn aber eine Frau das gleiche tut, dann sperren sie alle Augen auf. Das und viel anderes mehr muss man in Kauf nehmen. Ja, ich möchte sogar sagen, dass man als Frau die Verpflichtung hat, durch seine Lebensführung zu beweisen, dass man die Tabus, mit welchen die Frauen seit Jahrtausenden in einem Zustande der Unterwerfung gehalten wurden, als nicht mehr gültig ansieht. Die Freiheit wird einem nicht gegeben, man muss sie nehmen.
Woher kommt es, dass es immer noch Männer gibt, auch junge Männer, die den Frauen den schöpferischen Geist rundweg absprechen?
Aus einem grossen Werk der Dichtung, der Kunst, der Musik, der Philosophie spricht immer der ganze Mensch. Und dieser ist sowohl männlich als weiblich. Im alten Griechenland waren es die Musen, die die grossen Männer inspirierten. Das heisst, das Geistig-Weibliche in ihnen selbst war beteiligt am Werk, und das ist auch heute noch so. Ebenso hat das Geistig-Männliche teil an den Werken der Frauen.
Für dieses haben wir noch kein Bild noch einen Namen. Ich möchte fast sagen, dass das Geistig-Männliche in den Frauen vorläufig noch gezwungen ist, eine Tarnkappe zu tragen. Warum wohl? Ich glaube, es kommt daher, dass die Männer seit der Errichtung des Patriarchates, d. h. seit der Abwertung des Weiblichen, das in ihnen selbst enthaltene Weibliche, das ja als minderwertig angesehen wird, in die Frauen projizieren. Für die Frauen bedeutet das, dass sie ihr eigenes Weibliches leben müssen, sowie das von den Männern auf sie projizierte. Sie sind also Weib hoch 2. Das ist doch wohl zu viel. Es ist die Frau, wie sie schon lange war und wie sie heute, zum grossen Teil, noch ist.
Von dieser seltsamen Züchtung sagt Nietzsche: «Katzen sind immer noch die Weiber (Beachten Sie das «noch»!) — Katzen sind immer noch die Weiber, und Vögel. Oder, besten Falles, Kühe.» Und er hat recht. Das ist auch der Grund, warum Frauen sich gegenseitig nicht schätzen, nicht schätzen k ö n n e n. Einen Unwert kann man nicht schätzen. Ihr Geistig-Männliches projizieren sie auf die Männer. Bei sich selbst müssen sie es unterdrücken. «Frauen sollen nicht denken.» Ist das Selbstbewusstsein der Männer so verletzlich? «Geistige Leistungen bei Frauen wirken peinlich.» Deshalb verdrängt und vergisst man sie auch so schnell wie möglich. Ideen? Jede wirklich neue Idee ist ja eine Aggression. Und Aggression ist eine Eigenschaft, die im absoluten Widerspruch steht zum Bild des Weiblichen, das die Männer in sich tragen und das sie auf die Frauen projizieren.

Die Männer sind eine ebenso seltsame Züchtung und, wie die Frauen, ein Zerrbild dessen, was sie sein könnten.
Seit einigen Jahren spricht man davon, dass die Menschen das Gleichgewicht in der sie umgebenden Natur stören. Steht hinter diesen berechtigten Gedanken nicht die verschleierte Einsicht, dass es sich um das Gleichgewicht der Menschheit selbst handelt, das gestört ist? Gestört durch dieses Gespalten-sein in zwei sich in allem entgegengesetzte Geschlechter, wovon eines das absolute Übergewicht hat?
Diese Entwicklung geht natürlich weder zu Lasten der Männer noch der Frauen.
Das grosse Wunder, das «Werkzeug machende Tier», entstand einmal an verschiedenen Orten der Erde. Es wurde daraus der Mensch, der — überall nach ähnlichen Gesetzen — zum e r s t e n m a l den alles durchdringenden Geist zum Ausdruck brachte — in Rhythmen, Tänzen, Bildern, Mythen.
Dieses grosse Wunder fand, viel später, seine Fortsetzung, als die Entwicklung des Intellekts einsetzte. Ich glaube, ich fürchte, dass dieses Stadium, in welchem wir uns heute noch befinden, von allen Völkern der Erde durchlaufen werden muss, mit seiner grauenhaften Vermaterialisierung, seiner Brutalität, seiner Gier nach sinnlosen Gütern, wie wir es jetzt erleben als Nebenerscheinung der faszinierenden Resultate der Naturwissenschaften.
Damit sich der Intellekt, dieses scharfe Instrument, ausbilden konnte, mussten andere Eigenschaften zurückgestellt werden. Aber mir scheint, dass wir an einem Punkt angekommen sind, wo sich das Ausfallen dieser Eigenschaften auf unheilvolle Art spürbar macht. Die Eigenschaften, von denen ich spreche, heissen: Gefühl, Intuition, Weisheit.
Wenn man die Lebensformen seit den Urzeiten auf dieser Erde betrachtet, so kann man nicht anders als eine fortlaufende Differenzierung feststellen.
Da Leben Änderung bedeutet und die Natur, wie es scheint, zur Differenzierung tendiert — warum sollte es nicht möglich sein, dass sie die Menschheit wieder einmal eine andere Richtung einschlagen lässt?
Man sollte sich daran erinnern, dass es Eva war, die zuerst vom Apfel am Baume der Erkenntnis, also des bewussten Denkens, gegessen hat.
Schon im 18. Jahrhundert liessen sich einige Stimmen hören. Wenn sich an allen Enden der Erde und immer lauter die Frauen gegen ihre verachtete Stellung auflehnen, so ist das vielleicht ein Zeichen, dass das Gefühl, das so lange am niederen Orte verharren musste, im Aufsteigen ist, um den ihm gebührenden Platz im Herzen der Menschen einzunehmen — neben dem Verstand!
Und — wer weiss — vielleicht tritt auch einmal die Weisheit aus ihrem Felsenverliesse.

Sarah Schumann

2 Offsetlithographien 1977/78

‚im Schlafzimmer leben'



‚Silvia in Reykjavik'

Auflage: 99 numerierte und signierte Exemplare. Jedes Blatt ist koloriert.
Bildformat: Höhe 39 bis 42 cm. Breite: 51 bis 57 cm. Papierformat: 50 x 70 cm.
Preis: pro Blatt DM 120,–, beide Blätter DM 200,–. Zu bestellen bei:

Sarah Schumann Fritschestraße 29 1000 Berlin 10

Literatur, die uns aufgefallen ist:

Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit.* Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationen des Weiblichen. Suhrkamp Verlag (Frankfurt a.M. 1979)

Margaret Walters, *Der männliche Akt.* Ideal und Verdrängung in der europäischen Kunstgeschichte. Medusa (Berlin 1979)

Regina Schulte, *Sperrbezirke.* Tugendhaftigkeit und Prostituion in der bürgerlichen Welt. Syndikat (Frankfurt a.M. 1979)

Franca Rame und Dario Fo, *Nur Kinder, Küche, Kirche (etc.)* Rotbuch Verlag, (Berlin 1979)

Annelies Leuthardt, *Die Anstalten in Hindelbank BE.* Der schweizerische Strafvollzug Bd. 9, Verlag Sauerländer (Aarau, Frankfurt a.M., Salzburg 1979)

Gertrude Stein, *Zarte Knöpfe.* Bib. Suhrkamp (Frankfurt a.M. 1979)

Maria Antonietta Macciocchi, Séminaire Paris VIII Vincennes, *Les femmes et leur maîtres.* Textes rassemblés par Jacqueline Aubenas-Bastié. Christian Bourgeois Editeur, (Paris 1978)

Le sexisme ordinaire. Préface de Simone de Beauvoir. Editions du Seuil, (Paris 1979). Textsammlung aus *Les Temps Modernes.*

Catherine Clément, *L'opéra ou la défaite des femmes.* Bernard Grasset (Paris 1979)

Françoise Basch, *Les femmes victoriennes.* Roman et société (1837 - 1867). Payot (Paris 1979)

****

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen und Autorinnen:	Greta Knutson Edith Lechtape Maria-Antonietta Macciocch Meret Oppenheim Heidi Pataki Marie-Simone Rollin Ginka Steinwachs Maija Tabaka Sigrid Vagt
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	sehStern, Mehringdamm 51 1000 Berlin 62 (Reproarbeiten) contrast gmbh, Haupstr. 159 1000 Berlin 62 (Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstraße 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PschA Berlin (West) Nr. 239 644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD:	Buchvertrieb Lang Sächsische Str. 7 1000 Berlin 15 Tel.: (030) 881 74 86

Abonnement- und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen, sowie mehrfache Bestellungen sind an den Vertrieb (Adresse siehe oben) zu richten.